

POLYLOGE

Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“ (peer reviewed)

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. mult. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit,
Düsseldorf/Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität
Amsterdam

In Verbindung mit:

Dr. med. **Dietrich Eck**, Dipl. Psych., Hamburg, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit,
Düsseldorf/Hückeswagen
Univ.-Prof. Dr. phil. **Liliana Igrić**, Universität Zagreb
Univ.-Prof. Dr. phil. **Nitza Katz-Bernstein**, Universität Dortmund
Prof. Dr. med. **Anton Leitner**, Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Universität
Krems
Dipl.-Päd. **Bruno Metzmacher**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen
Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für
psychosoziale Gesundheit, Rorschach
Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen
Dr. phil. **Sylvie Petitjean**, Universitäre Psychiatrische Kliniken Basel, Stiftung Europäische Akademie für
psychosoziale Gesundheit, Rorschach
Prof. Dr. päd. **Waldemar Schuch**, M.A., Department für Psychosoziale Medizin, Donau-Universität Krems,
Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen
Prof. Dr. phil. **Johanna Sieper**, Institut St. Denis, Paris, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit,
Düsseldorf/Hückeswagen

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Düsseldorf/Hückeswagen.

Ausgabe 05/2005

Der "bewegte Mensch" – Frauen und Männer in Bewegung durch die Zeit. Transversale Überlegungen zur Anthropologie aus der Sicht Integrativer Therapie

Hommage an Simone de Beauvoir (1908 – 1986)

Hilarion G. Petzold, Düsseldorf, Paris¹ (2005t)

¹Am 14.4. 1986 verstorben, jährt sich bald der zwanzigste Todestag von *Simone de Beauvoir* (*Paris 9.1. 1908). Deshalb sei ihr dieser Text gewidmet, der ihr zentrales Thema berührt. Ihr Einsatz für die individuelle Freiheit und Verantwortung, ihr lebenslanges soziales und politisches Engagement, ihre Rolle als Mitbegründerin der modernen, theoretisch reflektierten Frauenbewegung und ihre Initiative für die Probleme des Alters mit ihrem bedeutenden Buch zu dieser Thematik hatte mich stets beeindruckt. Wir hatten das Glück, sie in den sechziger Jahren persönlich zu treffen und zu sprechen. Ihre autobiographischen Texte sind höchst bedeutsam für das Thema des „autobiographischen Memorierens“ im Erwachsenenalter, das in jeder Psychotherapie erfolgt, aber als Phänomen völlig unbeachtet geblieben ist. Diese Akte **persönlicher Hermeneutik**, in denen *narrative* und *ästhetische* Wahrheit geschaffen wird (Petzold 1992a/2007a, 325 ff) halte ich für zentral. Ich hoffe über *Simone de Beauvoir* bei dieser Thematik später noch mehr schreiben zu können, Notizen gibt's genug, nur würde mich das zwingen, auch zu *Sarte* zu schreiben, ein riesiges Thema, seine Kontroversen mit *Merleau-Ponty*, mit *Foucault*, mit *Marcel* (die habe ich life miterlebt) – ein Block von Thema. Auf jeden Fall steht *de Beauvoir* in dem „et al.“ meiner Arbeit 2001b „et al.“ mit im Hintergrund.

„Erst wenn die Versklavung der einen Hälfte der Menschheit ... abgeschafft ist ... wird das von zwei Menschen gebildete Paar seine wahre Gestalt finden“
*Simone de Beauvoir 1949*²

„Wenn der menschliche Geist [...] bei denkender Betrachtung des Seienden die reiche Fülle des Naturerlebens, das Walten der freien und der gebundenen Kräfte zu durchdringen erstrebt, so fühlt er sich zu einer Höhe gehoben, von der herab, bei weit schwindendem Horizonte, ihm das Einzelne nur gruppenweise verteilt wie umflossen von leichtem Dunste erscheint ...“
Alexander von Humboldt, Naturgemälde 1845

„Seit Millionen von Jahren ist der *homo migrans*, der durch die Welten und die Zeiten wandernde Mensch, unterwegs – ein Suchender, ein Entdecker auf dem *WEGE* zu sich selbst.“
Hilarion G. Petzold 1988t

Vorbemerkung

Der nachfolgende Text hat einen Festvortrag³ zur Grundlage, in dem ich ein Jubiläum zum Anlass nehmen durfte, einige Positionen und Grundannahmen der Integrativen Therapie und ihrer leib- und bewegungsorientierten Methoden darzustellen: Dimensionen ihres Selbstverständnisses auf dem Boden einer **„klinischen Philosophie“**. Es geht um **„Menschen auf dem WEGE“** im evolutionären Strom der Entwicklung (*Burgess, McDonald 2005; Kennair 2002, 2003; Petzold, Orth 2004b*), um menschliche **Mentalisierungsprozesse** und um ihre Basis, die **„leibhaftige Erfahrung“** in der Bewegung auf diesen *WEGEN*. Meine Adressatinnen waren Tanztherapeutinnen, deren Grundanliegen Bewegung und Leiblichkeit sind und deren Arbeit der Umgang mit **„Menschen in Bewegung“** ist.

Therapeutische Disziplinen und Praxeologien haben die Aufgabe, **„Kulturarbeit“** (*Freud*) zu leisten, aber breiter, als *Freud* das seiner Zeit etwas reduktionistisch formulierte: **„Wo Es war, soll Ich werden. Es ist Kulturarbeit etwa wie die Trockenlegung der Zuydersee“** (*Freud 1933a, StA I, 516*). Kultivierung von Marschland, das reicht nicht! Denn es geht um Kulturation in doppelter Weise: einmal gilt es aus den Fundus der therapeutischen Arbeit der Therapieverfahren in ihrer **Theorie-Praxis-Verschränkung** zu schöpfen – zum anderen geht es um ihre praktische Arbeit mit Menschen, zu deren **„Kultivierung ihrer selbst“**, sie Beiträge leisten, zu dieser Arbeit der Selbstgestaltung, in der das **„Selbst Künstler und Kunstwerk zugleich“** wird (*Petzold 1999q*).

Für eine solche Aufgabe wird von TherapeutInnen eine moderne **„klinische Philosophie“** (*Petzold 1971*) benötigt, gleichzeitig wird aber eine solche auch durch die permanenten spiraligen Rückkoppelungen mit der **„reflextierten und metareflectierten Praxis“** geschaffen. Der integrative Ansatz **„klinischen Philosophie“** – so der Titel des ersten Bandes *meines* Werkes **„Integrative Therapie (idem 1991a/2003a²) – entsprang meiner „Lust auf Erkenntnis“**, ein Impetus, der auch mein heutiges Schaffen immer noch nachhaltig bestimmt. Aber wer ist der **„Impetus“** und wer steht hinter dem **„meinen“**? Der Naturwissenschaftler, der versucht **naturwissenschaftlichen** seine Datenbanken zu nutzen, der Sozialwissenschaftler, der seine **sozialwissenschaftlichen** Wissensstände abgreift, der Kulturwissenschaftler, der seine alten und einige neuere **kulturwissenschaftliche** Archive nutzt ... Wer versucht diese Diskurse aneinander anzunähern? Und gelingt das, ohne den einen dem anderen hegemonial überzuordnen bzw. einen unterzuordnen? Ich will dies nicht – hier stehe ganz in der Tradition *Ricœurs*⁴. Aber das Gelingen, das Gelingen ... Es hängt in einer **Bakhtinschen** Perspektive

⁴ Vgl. *Petzold, H. G. (2005p): In memoriam Paul Ricœur 27. 2. 1913 - 20. 5. 2005 - „Vernetzendes Denken“*. Die Bedeutung der Philosophie des Differenz- und Integrationsdenkens für die Integrative Therapie, *Integrative Therapie* 4, 2005

davon ab, "wer spricht". Das war *Nietzsches*, das war *Foucaults* Frage. Ich schlage mich immer wieder mit ihr herum (*Petzold* "et al." 2001b).

Ein Vortrag – ich habe ihn frei gehalten – ist meine Äußerung als Redner *in situ*. Aus den "Archiven" meines Gedächtnissen/meiner Gedächtnisse und ihrer kollektiven Anschlüsse an "kulturelle Gedächtnisse" (Assmann 1988) wurde die Rede, die Narration zuweilen, beim "allmählichen Verfertigen der Gedanken beim Reden" (*Kleist* 1805) "geschöpft" durch die fleißigen Geistesarbeit, meine vielen Redakteure, Rechercheure, Archivare, LektorInnen in meinem "Mentopolis" – um *Marvin Minskys* Modellmetapher zu entborgen. Sie machen den Text der Rede, die am Vortragstag aus meinem Munde kam, und ich war daran bewusst nur zu geringem Teil beteiligt. Es entstanden dabei beständig "nicht-intentionale *Emergenzen*", die als solche schon vielfach Integrationen "unbewusster Informationsverarbeitung" (*Perrig et al* 1993) sind. Und welche Hintergründe, Untergründe, Archivkammer benutzt wurden, wurde mir, dem Redner deutlich, als ich heranging, die transkribierte Bandaufzeichnung mit Fußnoten zu versehen, die dann das implizite explizit machten, was ich "im Sinne hatte", ohne alle Implikationen und Wissensstände vollends offen legen zu können. In der "redaktionellen Glättung" und in der "Annotation" ist die Situation verändert und kommt ein anderer *Diskurs* ins Spiel, der einer Sprache, die nicht – wie diese einleitenden Vorbemerkungen – *niedergeschriebene Gedanken* sind. Es bleibt eine Qualität der Mündlichkeit, die dennoch nicht mehr "*parole*" ist. Ich bin Leser, dann Redakteur meines Vortragstextes. In diesen Prolegomena bin ich Schreiber. Man meine nicht, ich sei in all diesen Positionen eineindeutig *derselbe* – *Ricœurs* "Soi-même comme un autre" (1990) verbietet eine solche Sicht und *Bakhtins* (1929/1963, 1981, 1986) vielstimmige Welt, in der "ein Autor Teilnehmer eines Dialoges ist", könnte mich verpflichten, hinter jeden "meiner" (?) Texte ein "et al." zu setzen. Hier liegen Herausforderungen der Philosophie an die Psychotherapie, ihre – in diesem Lichte – ärmlichen Subjekt- und Persönlichkeitstheorien, ihre Beziehungstheorien etc., die der Auseinandersetzung harren. Mich haben sie jedenfalls vielfach inspiriert, an einer "Klinischen Philosophie" – als Menschen zugewandtem Lebenswissen von Natur und Kultur" (*Petzold* 2002h) zu arbeite, eine Konzeption des **POLYLOGES** zu entwickeln, in der "ein vielfältiges Sprechen nach vielen Seiten" in einem gastlichen, einem "konvivialen Raum" möglich werden kann (idem 2002c) – zu vielfältigen Themen. Damit wird die Qualität einer prinzipiellen "**Transversalität**" bekräftigt. Dieses Konzept in seinem spezifischen Verständnis der "*persönlichen und gemeinschaftlichen*, konnektivierenden Querung und Überschreitung von Wirklichkeitsbereichen, gründet in den klinisch-philosophischen Reflexionen von Praxiserfahrungen mit Menschen und Menschengruppen in komplexen – zuweilen risikoreichen, problematischen, zuweilen ressourcen- und chancenreichen – Kontexten, die beständig ein Suchen nach neue Überschreitungen notwendig machen.

Der ursprüngliche Antrieb, "*zu suchen um zu überleben*" (sensu *Darwin*) wurde überstiegen in den Prozessen der "*Mentalisierung*", das ist die Ausbildung einer reflexiv-metareflexiven Geistigkeit (*mens*, darunter verstehen wir ein *Synergem* kognitiver, emotionaler und motivational-volitiver Schemata und Stile).

Alles von den frühen Hominiden auf ihren *WEGEN* persönlich und gemeinschaftlich *Wahrgenommene* und alles *Erfasste* und alles im gedanklichen Verarbeiten *Verstandene*, was die Welt – persönlich und gemeinschaftlich – *erklärbarer* machte, konstituiert Prozesse, die wir insgesamt als Prozesse **interaktiver Mentalisierung** bezeichnen, interaktiv, weil sie in der Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten der Lebenswelt, ihrem kognitiven Erfassen und Bewerten erfolgt. Sie führen zu – ontogenetisch betrachtet – zu persönlichen und auf der kollektiven Ebene – im phylogenetischen Geschehen – zu kollektiven Symbolsystemen und Wissenständen, an denen das Individuum partizipiert und durch die die Welt und das Subjekt selbst zu einer *Wirklichkeit* werden. Mentalisierung konstituiert *Realität* als in Polyaden geteilte, als persönlich und sozial *repräsentierte* (*Moscovici*), d. h. als **menschliche Wirklichkeit**" (*Petzold* 1988t).

Damit entstand eine Grundstruktur: das sich im jeweilig gegebenen *Realen* erlebende Subjekt streckt sich aus nach einem *Noch-nicht-Realen/Realisierten*, das als Imaginäres, Vor-gestelltes, ggf. symbolisch Repräsentiertes virtuell anwesend ist, aber nach Realisierung drängt (vgl. *Lacan* 1973).

»Im "Integrativen Ansatz" wird eine solche "transversale" Dynamik aus evolutionsbiologischen Überlegungen begründet (*Buller* 2005; *Buss* 1999, 2004; *Kennair* 2005; *Mysterud* 2003). Alles

Forschen wird durch einen für den Menschen grundlegenden, überlebenssichernden *Impetus zu explorativer Suche* motiviert (Petzold 2003e), die im Prinzip *transversal* ist – d. h. alle Möglichkeiten der Durchquerung von Kontext/Kontinuum zu nutzen sucht. Damit wird affirmiert, dass "Suchen" ein anthropologisches Narrativ/Programm ist, dass die Menschheit durch ihre ganze Entwicklungsgeschichte bestimmt hat. Die neue Hyperflexibilisierung spätmoderner Gesellschaften hat in dieser Sicht keineswegs einen "drift" (Sennett 1998) als Phänomen spätmoderner Gesellschaften "geschaffen", sie hat die **migrative Grundqualität** des menschlichen Wesens nur in wieder einer neuen Formatierung Ausdruck finden lassen. Die so sich *wieder zeigende* "Transversalität" hat natürlich eine spezifische, durchaus neue Qualität: die einer globalisierten, ultrakomplexen Gesellschaft, deren Transformationsprozesse derart akzeleriert verlaufen, dass sie immer mehr Menschen erlebbar werden, womit auch die **Chance** wächst, dass sie in kollektiver Weise gestaltet bzw. mitgestaltet werden. In einer "transversalen Moderne" entstehen neue Kulturen, die die überkommenen Kulturen queren, sie berühren, konnektivieren und dabei auch in ständig neuen *Transgressionen* zu neuen Qualitäten "Transqualitäten" (Petzold 1998a) überschreiten – es muss dabei kein Abbruch zum Vergangenen stattfinden, wohl aber müssen Transformationen stattfinden. *Transversalität*, wie sie von Deleuze und Foucault (1977) konzeptualisiert wurde, wie sie sich in den Arbeiten von Beck ("Risikogesellschaft"), Sennett ("flexibler Mensch") u. a. zeigt, zeichnet ein Bild des Menschen, der in der Weltkomplexität "treibt" und sich in ihr zu stabilisieren sucht als hochkompetenter individualisierter "Komplexitätsbewältiger" mit den **Risiken** der Orientierungslosigkeit, Vereinzelung und der Erosion seiner Subjektivität. Diese **Gefahren** drohen in der Tat. Gleichzeitig aber eröffnet **Transversalität** eine zuvor nie dagewesene **Chance**, an einer "Weltbürgergesellschaft" (Kant), einer kosmopolitischen Weltgemeinschaft (Derrida) teilzunehmen und sie aktiv mitzugestalten. Die Möglichkeiten "koexistiver Subjekte" zu einem globalisierten Bezug im Denken, Fühlen und Wollen – gemeinsamem Wollen – zum "Haus der Welt", zum "Raumschiff Erde" sind eine neue, aus solcher "Hypermentalierung" erwachsene Qualität: die Chance einer "globalisierten Konvivialität", die indes bei den Risiken, in die die globalen ökologischen, sozialen und wirtschaftlichen Systeme geraten sind, auch zu einer Notwendigkeit wird, wenn wir mit den anderen Bewohnern der Biosphäre dieses Planeten in "konvivialen Gemeinschaften" überleben wollen« (Petzold 2005r).

Das Konzept "klinischer Philosophie" versuchte ich wie folgt zu bestimmen:

"**Klinische Philosophie** ist eine *den Menschen zugewandte* (κλινειν = sich hinwenden) Liebe (φιλία) zur Weisheit (σοφία), ein Lebenswissen, das Grundlage jeder engagierten Praxis von 'Menschenarbeitern' in helfenden und entwicklungsfördernden Berufen sein sollte. Sie nutzt die Schätze philosophischer Arbeit von der antiken Seelenführung (Seneca, Epictet) bis zu den Auseinandersetzungen mit der 'condition humaine' in der Philosophie der Gegenwart" (Petzold 1971).

Andererseits bemühte ich mich, von den Bedingungen der klinischen Situation und ihren Wissensständen auszugehen.

"**Klinischer Philosophie** ist es darum zu tun, Perspektiven der Philosophie für die klinische Arbeit fruchtbar zu machen und Referenzwissenschaften, die für die Psychotherapie relevant sind, in einen klinisch-philosophischen Diskurs einzubinden: **Natur-, Sozial-, Kulturwissenschaften**, da sie alle für die Arbeit mit Menschen, und darum geht es in der Psychotherapie und klinischen Psychologie, haben zentrale Wissensstände beizutragen, ohne die klinische Theorienbildung und Praxis reduktionistisch werden muss. Sie gewährleistet die Transversalität, die der Vielfältigkeit der Menschen entspricht." (ibid.)

Was wäre Psychotherapie heute ohne **POLYLOGE** mit **Biologie**/Molekularbiologie/Genetik, mit **Medizin**/Hirnforschung/Neurophysiologie/Immunologie, mit **Psychologie**/Kognitions-/Entwicklungspsychologie, **Soziologie**, **Linguistik**? Die Ergebnisse dieser Disziplinen müssen von theoretisch arbeitenden Spezialisten in der "community of psychotherapists" rezipiert werden vor dem Hintergrund und unter Auswertungen "kultureller Diskurse" (Foucault), um für die klinische Theorienbildung und Praxis Materialien der Reflexion und für die Reflexion zur Verfügung zu stellen. Das kann keine Sache von Einzelnen sein, sondern muss letztlich eine Angelegenheit der "community" und ihrer *Diskurse*, ihrer *Polyloge* sein.

Klinische Philosophie will Materialien aus der psychotherapeutischen Theorienbildung und Praxeologie unter metareflexiver Perspektive untersuchen, etwa auf erkenntnistheoretische oder

ethische Implikationen oder Konsistenzprobleme hin. Sie zielt schließlich darauf ab, TherapeutInnen eine *Exzentrizität* zu ihrem Denken und Tun zu vermitteln, einen selbstkritischen Blick, der Dogmatismen entgegenwirkt, was PatientInnen wie TherapeutInnen gleichermaßen zugute kommen soll.

Dabei muss "klinische Philosophie" eine Brückenfunktion haben. Sie ist weit davon entfernt, sich als eine Supradisziplin zu etablieren, denn Erkenntnisse mit **transdisziplinären** (Petzold 1998a, 27) Qualitäten werden aus vielstimmigen, **interdisziplinären Diskursen** gewonnen, die ich mit dem Begriff **POLYLOG** kennzeichne. Klinische Philosophie verbindet Therapie mit der Vielfalt des Denkens, der Mannigfaltigkeit des "überdachten Lebens". Die *Sophia*, die Weisheit, der unsere Liebe und Freundschaft (*philia*) gilt, ist das Verbindende *kat' exochen*. Derartige Überlegungen führen zwingend zum Konzept einer "**philosophischen Therapeutik**" (Kühn, Petzold 1991).

"**Philosophische Therapeutik** nutzt die theoretische und praktische Beschäftigung der Philosophie mit dem Menschen, mit der *conditio humana*, ihre Geistesarbeit und Reflexion von Lebensgeschehen, in denen das Bemühen von Menschen, der Menschheit kulminiert, sich selbst und die Anderen im Lebens- und Weltzusammenhang auf der *individuellen* und *kollektiven* Ebene zu verstehen, um zu lernen, mit sich adäquat umzugehen, sich zu handhaben, das Leben zu bewältigen, zu meistern, zu gestalten aus erworbenem *Lebenswissen* und aus *Lebenspraxen*, aus *Lebensweisheit*, die zu einer *Lebenskunst* führt. Dieses Wissen wird in der klinischen Arbeit mit Patienten und Patientinnen genutzt und umgesetzt: um *menschengerechte*, nicht-reduktionistische Therapiekonzepte zu gewinnen, Ziele und Metaziele zu begründen, erprobte Praxen der 'philosophischen Seelenführer' (z. B. Lao-tse, Sokrates, Seneca, Ibn Sina/Avicenna, Spinoza, Kant u.a.) aller Zeiten und Kulturen nutzen zu können und wissenschaftlich durch klinische Erfahrung und empirische Forschung erarbeitete Praxeologie anthropologisch und wertetheoretisch bzw. ethisch und auf Sinn und Zieldimensionen hin zu fundieren. In einer solchen Perspektive werden **philosophische Therapeutik** und eine **klinische Philosophie** für jedes Therapieverfahren unverzichtbar und, ein Fehlen solider Überlegungen zu diesen Fragestellungen muss als ein erhebliches Defizit angesehen werden, das zu beheben mit erheblichen Anstrengungen in Angriff genommen werden sollte, damit Psychotherapie *Sinn macht*" (Petzold 1971).

Die Anforderungen an eine moderne Psychotherapie haben mit kritischen Bestandsaufnahmen zu beginnen, um im Strom der Weiterentwicklungen weitgreifend zu navigieren, geht es in der Psychotherapie doch um nicht mehr und nicht weniger als um eine "angewandte Wissenschaft vom Menschen", eine Wissenschaft, die darum bemüht ist, das Wesen des Menschen auf individuellen und kollektiven Dimensionen zu verstehen und seine Krankheiten (*Pathogenese*) und sein Gesundes (*Salutogenese*) in den Kontexten seiner Biographie und seiner gesellschaftlichen Realität zu begreifen, persönliches und soziales Sinnverstehen zusammenzuführen und angemessene "WEGE der Heilung und Förderung" zu finden (siehe Petzold, Orth, Sieper 2005).

Es ist schon schwer genug, für eine moderne, integrative Position in der Psychotherapie die Diskurse von Philosophie, Psychologie und Neurowissenschaften theoretisch "hinlänglich konsistent" (mehr ist nicht möglich) zu *konnektivieren* – möglichst auch noch Kulturwissenschaften und Kunst zu "konsultieren", denn Kunst ist eine eminente Möglichkeit der Wirklichkeitserkenntnis und der Bereicherung des Menschswissens. In diesem Bemühen kommt man auf den WEG einer ganzheitlichen und differentiellen Humantherapie in Pflege ko-responcierender, inter- und transdisziplinärer Diskurse, die ein hinlängliches Wissen über die *Möglichkeiten und Grenzen des Integrierens* (Orth 1993; Petzold 1993a) umfassen müssen und einer Wertschätzung der *Differenz*, des *Differenten* verpflichtet sind (Petzold 2003a; Ricœur 2000).

Nun zum Vortrag.

Einleitung

Ich bedanke mich für die Einladung. Ich habe ein Thema gewählt, dass mit Bewegung zu tun hat, das aber nicht unbedingt tanzzentriert ist, weil ich denke: tanzen können Sie, das ist Ihr

Metier. Bewegen kann man sich ohnehin. Es geht nicht anders, jedenfalls so lange man lebt, denn *"Leben ist Bewegung und Bewegung ist Leben"*⁵, so ein Axiom der Integrativen Leib- und Bewegungstherapie. Ich spreche vor einem Kongress, an dem überwiegend Frauen teilnehmen. Ich gehöre zu den wenigen Männern in diesem Saal, hier offensichtlich eine rare Spezies. Deshalb will ich auch das Männer-Frauen-Thema in einigen Aspekten tentativ aufzugreifen suchen, zumal in der Integrativen Therapie Genderfragen einen hohen Stellenwert haben⁶. Meine Ausführungen stehen dabei auf dem Boden des **Integrativen Ansatzes**⁷ der sich selbst aus einer "exzentrischen Position", die in der Moderne besonders durch die Arbeiten von *Charles Darwin*⁸ möglich geworden ist, sehr bewusst in die Strömungen menschlicher Erkenntnis- und Entwicklungsarbeit über die Menschheitsgeschichte hin eingebettet sieht. In seiner klinisch-therapeutischen Orientierung versteht er sich als **"biopsychosoziales Modell kritischer Humantherapie und Kulturarbeit in der Lebensspanne"** und verbindet in seinen Konzeptualisierungen Modelle und Wissensstände "klinischer" Entwicklungs- und Sozialpsychologie⁹, evolutions- und neurobiologischer Forschung¹⁰ und philosophischer und anthropologischer Reflexion¹¹, aber auch künstlerisches und literarisches Wissen – Kulturwissen eben. Er sucht *geistes-, sozial-, kulturwissenschaftliche* und moderne – der Empirie verpflichtete – *naturwissenschaftliche* Betrachtungsweisen *"mehrperspektivisch"* und *"transversal"* zu vernetzen, zu konnektivieren, zu integrieren, soweit das sinnvoll und möglich ist. Deshalb werden immer wieder interdisziplinäre Quergänge erforderlich, werde ich Ausflüge in die Biologie und Evolutionstheorie machen, in gendertheoretische Diskussionen, in die Geschichte, die klassische Mythologie und in die Neomythen des Fiction, zuweilen in die Dichtung – ich würde letzteres gerne noch viel umfänglicher tun, muss mich aber hier, an dieser Stelle begrenzen. Und dennoch ist dieser *breite Ausgriff* auf die Wirklichkeit und das Fiktionale, der naturwissenschaftliche, der philosophische und der künstlerische Zugang der richtige und fruchtbarste, denn solch breite Erkenntnissuche steht an den Anfängen unserer Menschheitsgeschichte, wo wir Zeugnisse für das Suchen nach Naturverstehen (Naturstudien), nach Selbstverstehen (Nachsinnen) und Zeugnisse für eine vielfältige **Poiesis**, für mannigfaltige Gestaltung finden, **Polypoiesis** – viele Gestaltungsprozesse kommen zusammen und vereinigen sich zur **Sympoiesis** einem Zusammenspiel des Gestaltens wie in einer Symphonie, denn dass war und ist der Prozess der **Kulturation**, gemeinsamen, *sympoietischen* Kulturschaffens" (*Petzold 2002c*), von den neolithischen Höhlenkulturen, über die vorsokratische Kultur, bis hin zum Universalismus *Goethes*, worauf der Naturforscher *Alexander von Humboldt* uns verweist. Es gilt wohl – immer wieder, auch in unserer Zeit – "das Bündnis zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit einem Bande umschlang" (*v. Humboldt 1945/3004, 224*).

Man muss viele *WEGE* durch viele Bereiche der komplexen, transversalen Moderne gehen, um uns und unser Leben ein wenig zu begreifen – wieder und wieder. "Alles ist im Fluss", wie mein "Hausheiliger" Heraklit von Ephesus¹² zu sagen pflegte. Alles ist in beständigen Überschreitungen und Entwicklungen auf den *WEGEN* des *homo migrans* durch Zeit und Raum, und diese prinzipielle **Transversalität** menschlichen Denkens und Tuns versieht alles mit einer Qualität der Vorläufigkeit und der Frische, an der dogmatische Fixierungen über die Millionen von Jahren der Humanevolution stets gescheitert sind. Das gibt Hoffnung! Es stellt uns allerdings vor die Aufgabe, eine Lebenshaltung "kultivierter Unsicherheit"¹³ zu

⁵ Petzold 1985f, 1989h

⁶ Vgl. folgende Arbeiten aus dem Integrativen Ansatz: Frühmann 1985; Greber Bretscher et al. 1998; Petzold 1998h; Petzold, Sieper 1998; Scheffler 1996; Spilles, Weidig 2004; Vogel 2004;

⁷ Zum gegenwärtigen Stand der Theorieentwicklung vgl. Petzold 2005, Petzold, Orth, Sieper 2005 auf dem Boden der Grundlagenwerke bzw. -texte Petzold 1988n, 1999p, 2001a, j, 2001p, 2003a, 2004 h.

⁸ Darwin 1859, 1872, 1877; vgl. Mayr 1994; Wuketis 1998; Keynes 2001; Weber 2000.

⁹ Petzold 1994j, Petzold, Beek, van der Hoek 1994, Petzold, Müller 2005

¹⁰ Petzold 2001j, 2004h, Petzold, Orth 2004, Kennair 2003

¹¹ Petzold 2001m, 2004l

¹² Vgl. Petzold, Sieper 1988b, idem 1988c

¹³ so eine gelungene Formulierung von Frank Staemmler 1994

entwickeln. Das ist eine Chance! Und so sind meine Ausführungen hier tentativ, offen, in Entwicklung - work in progress auf *transversalen WEGEN*.

Transversalität ist ein Kernkonzept, das das Wesen des "Integrativen Ansatzes" in spezifischer Weise kennzeichnet: ein offenes, nicht-lineares, prozessuales, pluriformes Denken, Fühlen, Wollen und Handeln, das in permanenten Übergängen und Überschreitungen (*transgressions*) die wahrnehmbare Wirklichkeit und die Welten des Denkens und der Imagination, die Areale menschlichen Wissens und Könnens durchquert, um Erkenntnis- und Wissensstände, Methodologien und Praxen zu konnektivieren, ein "Navigieren" als "systematische Suchbewegungen" in Wissenskomplexität und Praxisbereichen, in denen die Erkenntnishorizonte und Handlungsspielräume ausgedehnt werden können. Das geschieht auf der individuellen wie auch auf der kollektiven Ebene und birgt Risiken und Chancen. Mit der Zielsetzung, einen mundanen Konvivialitätsraum zu sichern und zu entwickeln kann Transversalität eine grundsätzlich lebenserhaltende und lebensfreundliche Qualität gewinnen (*Petzold* 1981I, 1988t).

In meinen "Gedankenbewegungen" bei der mentalen Vorbereitung auf diesen Vortrag, habe ich ein Thema aufgegriffen, das mich seit frühen Jugendtagen bewegt und interessiert hat: Die Wanderzüge der frühen Menschen, Familien, Männer, Frauen, Kinder, Alte über die Erde und durch die Jahrtausende. Angestoßen wurde dieses Interesse in Kindertagen durch so manchen Streifzug mit meinen Eltern im Neandertal bei Düsseldorf. Meine Mutter, Literatin, Dichterin, die die Natur liebte und in ihrer Poesie beschrieb, wie der naturbegeisterte Kirchenliederdichter Joachim Neander (1650 - 1680), der das Tal, das später seinen Namen tragen sollte (*Hofbauer* 2001; *Ackermann* 1887), oft durchwanderte zur Inspiration und "zur Entfaltung der poetischen Ader", von denen seine 1679 und 1736 herausgegebenen Liedersammlungen zeugen.

"GOTT

wie rühmen dich Berge

Felß' und Klippen? Sie ermuntern mich: Drumb an diesem Ort o mein Fleiß und Hart! Jauchzen meine Lippen.

HERR

wie rauscht dahin Wasser in den Gründenn! Es erfrisch't den Sinn

Wen ich es anhör; Heibrunn

Ich begehrt: las mich dich auch finden."

So aus *Neanders* Lied "Sommer= und Herbst=Freud im Feld und Walde", bei dem er vermerkt, dass "Berge, Klippen, Bäche und Felsen, mit sonderbarer Verwunderung zu sehen, auch im Bergischen Lande in dem Gesteins nicht weit von Düsseldorf" für ihn eine Inspiration waren und auch für andere sein können¹⁴. Meine Mutter hatte sich intensiv mit den Biographien von Kirchenliederdichtern befaßt (*Petzold-Heinz* 1955) – so auch mit der *Neanders* – und so konnte sie uns aus seinem kurzen Leben erzählen, seinem Ungehorsam gegen die kirchliche Obrigkeit, von den frommen Zirkeln, die er gründete, von seinen Wanderungen im Neandertal, wo ihm die Natur zur Kirche wurde und er im Düsseldorf sang, dass das Echo von den Wänden widerhallte¹⁵ – und wir haben dann natürlich auch mit dem Echo experimentiert.

Mein Vater, ein paläontologisch sehr bewandeter Naturfreund und -forscher, hatte andere Interessen an diesem Tal, seine Flora, Fauna, Versteinerungen, seine Archäologie. Er erzählte uns viel über die frühen Hominiden in den einstigen Höhlen des Tals, über ihre *WEGE* und Wanderungen durch die gefährliche, urzeitliche Welt in spannenden Geschichten, wo die einzelnen Steinzeitler Namen und Gesichter erhielten und so der Mythos für uns lebendig wurde und ich erahnte, was mit viel später als Jugendlicher im Neandertal zeltend, klar wurde: diese *WEGE* unserer Vorfahren zur Erkundung der Welt bedeuteten nicht mehr und nicht weniger als die Erkundung ihrer eigenen Existenz, denn in *gemeinsamer* Lebens- und Welterfahrung haben sich die Menschen *selbst gesucht und*

¹⁴ Ich benutze hier die von dem Düsseldorfer Organisten und Chorleiter Oskar Gottlieb Blarr herausgebene Ausgabe von *Joachim Neanders* "Bundeslieder und Dankpsalmen von 1680, Köln 1984.

¹⁵ In seinen Liedern findet sich denn auch die Echotechnik verwendet (*Neander* 1984, 115; *Hofbauer* 2001, 63).

erfahren und dabei gelernt, sich selbst immer besser ihrem Menschenwesen, zu verstehen und dieses Wesen zu gestalten. Diese Aufgabe des Findens der eigenen *Hominität*, so sehe ich das heute, ist weitem noch nicht abgeschlossen und stellt sich jedem Menschen und der Menschheit insgesamt. Das Finden ist nicht nur das Entdecken neuer "Lichtungen" (Sloterdijk 2001) auf den Wanderungen durch den Urwald, durch die Regionen des Unbekannten, Noch-nicht-Gewussten, es ist ein Sich-Finden im Sich-Gestalten. "Die Menschen geraten in den Strom der Zeit in dem Maß wie sie für Wirklichkeitszuwachs offen werden" (ibid. 226) – ich meine: "In dem Maß wie die Menschen Wirklichkeitszuwachs durch ihre Kulturationsprozesse in Wissenschaft, Forschung, Technik als Ergebnis ihrer polylogischen Erkenntnisprozesse und ihrer erfinderisch-schöpferischen, ihrer kokreativen Tätigkeit, ihrer **Poiesis/Polypoiesis** – der konstruktiven und oft höchst destruktiven, dunklen Poiesis (z. B. die der Massenvernichtungswaffen) – erkennen, in dem Maß könnte es ihnen gelingen, ihre *WEGE* durch die Geschichte dieses Planeten weniger destruktiv sondern *sympoietisch als gute WEGE miteinander und füreinander zu gestalten*" (Petzold 2002c). Seit bald dreißig Jahren lebe ich fünf Autominuten entfernt vom Neandertal, diesem geschichtsträchtigen Ort, zu dem es mich immer wieder hinzieht – die Landschaft, immer noch bezaubernd, das neue Museum, hervorragend ausgestattet und der Besuche wert.

Wegerfahrungen – evolutionstheoretische Perspektiven

Menschen nahmen in den Prozessen ihrer Hominisation in Kollektiven ihren *WEG* durch Menschheitsgeschichte und konnten sich dabei gemeinsam immer umfassender verstehen, denn Menschen sind Gruppenwesen. Aber es geht auch jedem einzelnen Menschen, der auf seinem Lebensweg mit sich und mit anderen Erfahrungen macht, so, dass er sich in der Regel "mit den Jahren" immer besser kennen lernt. In diesen Bewegungen durch die Lebensgeschichte und durch die Menschheitsgeschichte gewinnen Menschen *Lebensinn*.

»Das Nomen **Sinn**, ahd. *sin* = **Weg**, Richtung, Strecke, mit den Sinnen wahrgenommene Orientierung, kommt ursprünglich von germanisch *sinpa* = **Weg**, Gang, Reise und "*sinnan*" = reisen, streben, gehen, zusammen mit dem *gesinde* = Reisegefährten (vgl. auch *senden*)¹⁶ und zeigt, daß es sich - wie bei so vielen abstrakten oder kognitiven Begriffen (*erfassen*, *begreifen*, *erfahren*, *verstehen*) – um ein Wort handelt, das vom unmittelbar leiblich-sinnenhaft Erlebten und "mit den Händen" im konkreten Handeln (ahd. *hantalon*) auf dem *Lebensweg* (*sin*) Erfahrenen, spürend Begriffenen, bestimmt ist. Der Drehsinn (des Uhrzeigers) und Richtungssinn (rechts-/linkssinnig), aber auch Wendungen wie: mir steht der Sinn nach ... verweisen noch auf das Moment der *Orientierung* - im Gelände, auf dem Wege, auf Wanderungen und Reisen, in der Welt, in geschichtlichen Strömungen, in der Weltanschauung, im Zeitgeist, im Miteinander mit Menschen ... «

Auf dem *WEGE*, in der Bewegung, in den Wanderungen durch die Zeit, durch die Geschichte, durch die Welt in all ihrer Vielfalt entsteht *Sinn*, der selbst vielfältig ist. Es wäre durchaus sinnvoll, das deutsche Singularetantum "Sinn" in der Bedeutung von "Sinngelalt" in einen Plural zu setzen: "Sinne" – das Leben hat nicht nur einen Sinn, sondern kann viele Sinne, Sinngelalte gewinnen auf den vielfältigen Wegen durch das Leben und die Zeit. Man könnte sehr wohl die *bipedischen* Menschen, also die frühen Menschenformen, die vor etwa dreieinhalb Millionen Jahren auf zwei Füßen, aufrechten Gangs durch die Welt zu wandern begannen und die in biologischer Sicht als *Australopithecinen*, dann als Formen des *homo habilis*, des *homo erectus* bis hin zum *Homo sapiens sapiens* zu klassifizieren sind, in einer philosophisch-anthropologischen Sicht als '*homo migrans*' bezeichnen (zu lt. *migrare*, wandern, umherziehen). Derartige philosophische Kennzeichnungen (nicht Klassifizierungen wie in der Biologie) des Menschen, so die als *homo ludens* (Johan Huizinga), *homo sociologicus* (Ralf Dahrendorf), *homo absconditus* (Emil Brunner), *homo faber* (Henri Bergson, der Sache nach schon Anaxagoras), *homo scepticus*, *inermis*, *loquax*, *mendax oeconomicus* etc. sind Charakteristika von Menschenbildern, d. h. allgemeiner Vorstellungen über Typiken des Menschen, wobei biologische, psychologische oder

¹⁶ Kluge 1963, 710.

kulturelle Wesensmerkmale unterschieden werden können. So charakterisierte Johan Huizinga (1872 - 1945) mit seinem 1938 erschienenen Buch "Homo Ludens" das Spiel als Grundkategorie menschlichen Verhaltens und menschlicher Entwicklung, ja als Kultur bildender Faktor. Philosophisch-anthropologische Kennzeichnungen¹⁷ können und wollen biologische Klassifizierungen nicht ersetzen, sondern stellen eine andere Perspektive der Selbstreflexion des Menschen in einer "transversalen Hermeneutik" bzw.

"Metahermeneutik"¹⁸ dar, d. h. einer Hermeneutik, die sich in dem Bemühen, sich selbst zu begreifen und zu verstehen, sich zu erklären und zu gestalten – und in diesem Sinne auch "sich zu erschaffen" – beständig überschreitet.

Meine Kennzeichnung des Menschen als *homo migrans*, als einen Menschen, der durch die Geschichte wandert, durch alle nur erreichbaren Regionen streift, schließt an biologische bzw. paläobiologische Funde an: das Verbreitungsgebiet des älteren Sapienstyps *Homo Neanderthalensis* reichte z. B. von der Iberischen Halbinsel bis nach Westasien - die bisher östlichste Fundstelle eines Neandertalers, das Grab eines sorgfältig bestatteten jungen Mannes, liegt bei Teshik-Tash in Usbekistan. Folgt man für den jüngeren Sapiens Sapiens-Typus der "Out-of-Africa-Theorie" von Günter Bräuer, dass nämlich die Wanderungen dieser Hominiden, unserer unmittelbaren Vorfahren, vor 100 000 bis 200 000 Jahren von Afrika ausgehend über die ganze Welt begannen, was heute durch Analysen der matrilinearen, mitochondrialen DNA [erstmalig 1987 durch die Molekularbiologen Rebecca Cann, Mark Stoneking, Allan Wilson] und neuerlich auch durch DNA-Analysen des y-Chromosoms, also der stabilen männlichen Gensequenzen, gestützt wird, so sehen wir beim *Homo sapiens sapiens* Wanderzüge, auf denen unsere Vorfahren den gesamten europäischen und asiatischen Bereich durchstreiften, um ca. 40 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung über Java Australien zu erreichen und dann etwa vor 20 000 Jahren über die Beringstraße und Alaska in den amerikanischen Raum einzuwandern – nicht Leif Eriksson [um 1000] war der Entdecker Amerikas. Vor ca. 10 000 Jahren kamen er schließlich am südlichsten Zipfel Amerikas in Feuerland an, der *homo migrans*.

Heute fliegen wir auf den Mond, senden *Voyager* zu Mars und Venus. In unseren *Mentalisierungen* reisen wir im "Science fiction" durch den interstellaren Raum, durch die Galaxien mit der "Lex", der "Andromeda", der "Enterprise". Offenbar ist unser "**Migrations-Narrativ**", unser **Explorationsprogramm**, das Unternehmen, die Welt zu durchziehen und zu erkunden, einer unserer stärksten Antriebe. Es kommt dabei zur Erfahrung eines beständigen "Überschreitens von Grenzen", was ich als "*Transgressionserfahrungen*" bezeichnet habe. Menschen sind "*Grenzüberschreiter*". Dass sie dabei beständig auch vor neue Probleme gestellt wurden, die es zu meistern galt oder in Gefahren gerieten, ist dabei selbstverständlich. Menschen sind "*Überwinder*". Wir sind die Nachfahren von Überlebenden, Überwindern! Das bipedische Wandern, das mit dem aufrechten Gang ein "Durchwandern der Welt mit wachsender Überschau", wachsender "Exzentrizität" war, stellte den Menschen fortwährend vor Herausforderungen, sich in unterschiedlichen Ökologien zu orientieren und sie für seine Lebensbedürfnisse zu nutzen. Er war eben nicht mehr – wie viele Tiere – "nischengebunden", auf ein spezifisches Habitat ausgerichtet, sondern wurde gegenüber Habitaten und Revieren "*exzentrisch*", entwickelte eine **explorative Neugier**, die ihn nach immer neuen Gebieten suchen ließ. Selbst in reichen Revieren hielt es ihn nicht auf Dauer. Er zog weiter auf der Suche nach neuen Erfahrungen. Die durch die bipedische Wanderschaft erforderliche Auseinandersetzung mit immer neuen Lebensräumen stimmt mit der "*ökologischen Theorie*" über den Ursprung der menschlichen Intelligenz überein, die allerdings sogleich durch die "*soziogenetische Theorie*" ergänzt werden muss, denn die Menschen sind über die Hominisation, über die gesamte Entwicklungsgeschichte **in sozialen Gruppen** durch die Zeit gewandert, und natürlich ist dabei zu beachten, dass auch jedes einzelne Individuum jeweils durch seine persönliche Lebensgeschichte wanderte, die – wie die Fossilien zeigen – eine gefährvolle und durchaus belastende war. Gerade bei den *Homo sapiens neanderthalensis* Populationen zeugen die Skelettfunde von schweren Verletzungen, Unfällen, Kämpfen, aber auch von Pflege und

¹⁷ Petzold 2003e, Fahrenberg 2004, Schilling 1999.

¹⁸ Petzold 2003a, 2005r

Versorgung der so Betroffenen. Frühmenschlicher Altruismus¹⁹ und frühmenschliche Aggression erscheinen vor unseren Augen in der Betrachtung der altsteinzeitlichen und neolithischen Funde der verschiedenen Hominidenpopulationen.

Um uns als Menschen *heute* in unserer **Hominität** – in unserem Menschenwesen – zu verstehen, lohnt es sich, nicht nur auf die individuelle Lebensgeschichte zu schauen, wie es in sehr verknappter Optik die Psychoanalyse Freuds getan hat, sondern es wird mehr und mehr notwendig, dass wir Menschen uns auch mit unserer Geschichte im Blickwinkel der Paläoanthropologie auseinandersetzen, mit unserer Geschichte über die Evolution hin²⁰. Das alles sind weitgreifende Themen, von denen ich hier das der Bewegung, des *gemeinsamen Bewegens* am Beispiel des Umherstreifens und Wanderns, an der anthropologischen Dimension des *homo migrans* fokussieren möchte. Seit Millionen von Jahren ist der *homo migrans*, der durch die Welten und die Zeiten wandernde Mensch, unterwegs – ein Suchender, ein Entdecker auf dem *WEGE* zu sich selbst. – Er hat auf diesen *WEGEN* vieles von sich entdecken, hat sich Entwickeln, Gestalten können. In gewisser Weise hat er sich erschaffen, erschafft sich noch. Und so gibt es in der Sicht des Integrativen Ansatzes noch andere unverzichtbare anthropologische Dimensionen, Kennzeichen des Menschseins, die sich in der Hominisation über die Wanderungen in der Menschheitsgeschichte und in der Geschichte der menschlichen Kulturen herausgebildet haben: so ist der Mensch ein "komplexe Kulturen" und letztlich "hochdifferenzierte Wissenskulturen schaffendes Wesen" – heute wird ja mit guten Gründen gezeigt, dass auch Tiere, besonders Schimpansenpopulationen, aber vermutlich auch Elefanten und bestimmte Delfine (*Orcinus orca*) "Kulturen" ausbilden können, allerdings keine "komplexen Wissenskulturen" – um den nicht ganz unproblematischen Begriff der "Hochkulturen" zu spezifizieren. Da stehen die Sapiens-Menschen noch einzigartig da (bis dann die Aliens kommen).

Bewegungen im "aufrechten Gang" durch die Zeiten der Menschheitsgeschichte

In der Geschichte der Hominiden nimmt die synchronisierte Bewegung, die *Bewegung miteinander in Gruppen*, eine ganz zentrale Stelle ein. Mit großer Sicherheit war die erste große Revolution in der Entwicklung der frühen vormenschlichen Primaten hin zu den Australopithecinen, die menschenaffenartige und hominide Merkmale aufwiesen, der "aufrechte Gang", wie er sich etwa bei der ostafrikanische Spezies **Australopithecus afarensis** zeigt, der der berühmte, als "Lucy" bekannt gewordene Skelettfund zuzuordnen ist. Diese Australopithecinen waren bipede Läufer. Der Übergang von der Quadrupedie, der Vierfüßigkeit, zur Bipedie, dem aufrechten Gang der Menschen, die auf beiden Beinen durch das Gelände wandern, bringt einige wesentliche Entwicklungen in Gang. So findet sich *zuerst* der "aufrechte Gang", *dann* erst entwickelten sich, wie die Schädelfunde ausweisen, Gehirne mit größeren Volumina. Es ist zu betonen: Die Bewegung in **Gruppen** muss in den Blick genommen werden, wie sie sich sehr früh an mehr als 3,5 Mio. Jahren alten Fußspuren von Australopithecinen in den Tuff-Sedimenten von Laetoli 40 km südlich der fossilienreichen Trockenschlucht von Olduvai am Rande der Serengeti in Tansania zeigen. In diesem sogenannten "Footprint Tuff" des Vulkans Sadiman entdeckte 1978 Paul Abell einen Fußabdruck und Richard Hay und Mary Leakey konnten in ihren Grabungen zeigen, dass hier wahrscheinlich drei Hominiden "aufrechten Ganges" gemeinsam vorbeigezogen waren. Diese Laetoli-Funde und andere Zeugnisse dokumentieren die frühe Bipedie. Der aufrechte Gang hat gegenüber dem Vierfußgang ganz interessante Entwicklungen mit sich gebracht. Man steht aufrecht da und kann in einer ganz anderen Weise die Landschaft überschauen.

Sie können das jetzt einfach einmal innerlich tun, in dem Sie sich "mental" aufrichten, sich einmal innerlich hinstellen. Das setzt natürlich voraus, dass Sie sich **mentalisiert** etwas vor-stellen können, weil sie das schon erlebt haben, weil sie sich in der Bewegung, in der aufrechten Bewegung und beim aufrechten Gang erlebt, gespürt, gesehen haben. Wenn Sie das jetzt innerlich tun, dann sehen Sie, dass Sie, wenn Sie aufrecht stehen, nach vorne schauen können und wenn Sie sich

¹⁹ Das wirft auch Licht auf die Altruismusorientierung beim heutigen Menschen Monroe 1996; Sober 1998; Zahn-Waxler et al. 1991.

²⁰ Buss 1999/2004; Mysterud 2003; Petzold 2003e.

zurückwenden, nach hinten schauen, durchwanderte Wege überschauen können. Ja, Sie können das Panorama der Landschaft im Rundblick überblicken.

Dieses kleine Imaginationsexperiment zeigt ihnen: Sie *durchmessen* Räume mit dem Blick, schätzen bewältigte und zu bewältigende Strecken ab, und damit wird eine Prägnanz des Raum-Zeiterlebens möglich, die Erfahrung begangener und noch zu gehender *WEGE*, die die Grundlage eines archaischen, sich aber beständig entwickelnden *Zeitbewusstseins* wird – einschließlich des exzentrischen Bewusstseins unserer *persönlichen* Endlichkeit und unseres Todes, allerdings auch eines Wissens darum, dass der Konvoi, oder wie Gilles Deleuze sagte, die "Karawane", weiterzieht. Damit bildete sich auch in den multigenerationalen Zügen durch die Zeit *Geschichtsbewusstsein*, das aus dem umherstreifenden "*homo migrans*" einen seines *WEGS* durch das persönliche Leben und durch die kollektive Geschichte *reflexiv bewussten* Menschen machte, der seine *WEGE* plant und wählt. Man könnte auch vom "*homo viator*" – um einen Term von *Gabriel Marcel* zu borgen – sprechen. Weil dieser Wegnehmer, Pilger, Wanderer, aber weiterhin beständig auf der Wanderschaft ist, nicht zuletzt auf "*mentalen*" Wanderungen und Erkundungsfahrten, bleibe ich beim Epitheton "*migrans*"

Der *WEG* des Menschen durch die Zeit hat mich fasziniert, seit mir auf den ausgedehnten Wanderungen, die wir mit den Eltern bald an jedem Wochenende durchführten, als etwa Siebenjähriger klar wurde, dass Menschen *miteinander* durch die Zeit aus einer Vergangenheit in eine Zukunft reisen, die in einer Ferne liegt. Sie zogen gleichsam "im Konvoi", wie ich das später nannte, durchs Leben und die Welt. Mit meiner kindlichen Erkenntnis – sie war "groß", wie ich erinnere – lag ich nach Piagets Modell der "Entwicklung des Zeitbewusstseins beim Kinde" durchaus richtig. Das Thema hat mich seitdem nicht mehr losgelassen und so nehmen die Themen Wegerfahrung, Zeiterfahrung, Konvoierfahrten dann auch in meinem Werk eine bedeutsame Stelle²¹ ein.

Aristoteles hat in seiner Zeittheorie Zeit als die Bewegung eines Körpers durch den Raum, also über eine Zeitstrecke hin, bestimmt, und diese Lokomotion ist eine durchaus nützliche Sicht auf die Zeit. In dem Moment, wo ich eine Strecke durchwandere und überschaue, im Vorausblick und im Rückblick, habe ich die Möglichkeit, Zeit zu erfahren als "erlebte Zeit", in der wir uns selbst in der Welt – und damit alles Geschehen in der Welt, später die Welt selbst – als gerichteten Bewegungsprozess durch den Raum erfahren, womit auch eine begriffliche Differenzierung in Raum und Zeit – ich spreche von **Kontext/Kontinuum** – möglich wird. Schon Aristoteles erkennt, dass Zeit der durch abstrahierende Mentalisierungen gefasste Verlaufsaspekt veränderlicher Zustände der Realität in der Welt ist, die eine Differenzierung in "früher" und "später" erlaubt, womit er die relationistische Zeitauffassung vertiefte (*Physica* IV 218b), die Herakleitos von Ephesos schon gegenüber derjenigen des Parmenides hervorgehoben hatte mit seiner dynamischen Zeitauffassung als Fluss erlebter Phänomene: "*Wer in denselben Fluss steigt, dem fließt anderes und wiederum anderes Wasser zu*", denn *alles fließt, nichts bleibt und ist je dasselbe* (vgl. *Heraklit*, fr. 49A, 91). In ganz ähnliche Richtung weist die daoistische Tradition, wenn sie vertritt: "Der *WEG* ist das Ziel!". Der erlebte *WEG*, der mit dem Tod zu enden scheint, aber von unserer Angst, unserem Wollen und unserer Sehnsucht her dort nicht enden darf, führt in eine Zeiterfahrung, die als die Wurzel aller menschlichen Kultur angesehen werden kann. Der Philosoph J.M. Ellis McTaggart fasste die Zeit deshalb als rein anthropomorphes Element im Weltgeschehen auf: sie gründet im Menschen, der die Zeit, schon anhand seines leiblichen Lebens als Altern als gerichtete und unumkehrbare Zeit erlebt. Diese Anisotropie der Zeit, der "Zeitpfeil", lässt sich durch die Naturgesetze bislang nicht erklären. Für den *homo migrans* und für seine Hominisation, d. h. die Entwicklung seiner "**Hominität**", wie ich die Ausbildung, Kultivierung unseres Menschenwesens genannt habe²², bedeutet das Bewusstwerden dieses Prinzips eine *unabdingbare Vorwärtsrichtung* und Ausrichtung auf *Fort-schritt*, eine Wanderschaft auf immer neue Ziele – reale und virtuelle – hin. Vielleicht ist

²¹ Petzold 1979n, 1981e, h, 1986g, 1991o, Petzold, Orth 2004b; Hass, Petzold 1998; Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004.

²² Vgl. *Petzold* 2003e

hier der Hintergrund der Suche zu sehen, wie dem Tode zu entkommen sei, der Suche nach dem Wasser des Lebens oder nach einem Land, in dem der Sensesmann keine Macht mehr hat, nach dem ultimativen Pharmakon gegen Krankheit und Tod oder nach Erfindungen, die die Apoptose, unser biologisches Todesprogramm – die begrenzte Zahl der Zelldoppelung oder der metabolischen Prozesse – aufheben. Das ist vielleicht das ultimative Movens hinter der medizinischen Forschung. Die *WEG*erfahrung kann damit, wie wir an anderer Stelle ausgeführt haben²³ sowohl als einer der Ursprünge der Religion als auch der naturwissenschaftlichen Forschung angesehen werden. Die bei den Neanderthalensis Hominiden beginnenden Erdbestattungen – etwa in Hockergräbern, wo der Tote wie in Schlafstellung eingerollt begraben wurde, also die Idee des "Wiederaufwachens" vermutet werden kann – weiterhin Grabbeigaben (Knochenschmuck, Blumen, wie Pollenfunde in einer irakischen Fundstätte, der Shanidar-Höhle, zeigen) können vielleicht auf beginnende Jenseitsvorstellungen verweisen, wo die Reise in einem anderen Land weitergeht. Heute ist das Zeitthema in das Zentrum moderner Physik und Kosmologie gerückt. Steven W. Hawking's Welterfolgsbuch "Eine kurze Geschichte der Zeit" von 1988 ist hier das bekannteste Dokument. Auch wenn er meint: "Anstatt davon zu reden, dass das Universum entstanden ist und vielleicht auch vergehen wird, sollte man nur sagen: Das Universum ist". Schon Heraklit meinte das, wenn er betont, dass die Sonne nicht jeden Morgen sondern "immer jung" sei. Hawking – durch seine amyotrophische Sklerose an den Rollstuhl gefesselt und auf den Computer für die Verständigung mit seiner Umwelt angewiesen – ist ein beeindruckendes Beispiel für den *homo migrans vel viator*, den Menschen, der, selbst wenn er der körperlichen Möglichkeiten zur *WEG*nahme beraubt ist, seinen Geist (lt. *mens*) wandern lässt in die Unendlichkeiten, weil er über die Möglichkeiten der "**Mentalisierung**" verfügt, die sich auf den gemeinsamen Wegen der frühen Hominiden entwickeln konnte.

Der "Konvoi" menschlicher Primaten – Männer und Frauen – durch die Zeit

Wollen wir doch einmal einen solchen Konvoi bzw. eine solche Karawane von wandernden Hominiden in den Blick nehmen: Sie zogen in kleinen oder mittelgroßen Gruppen durchs Land. Vorne gingen die leitenden Männchen, die auch entsprechend mit Robustheit und Kraft ausgerüstet waren. Wir haben in dieser Zeit eine deutliche Unterschiedenheit, eine *Dimorphie* zwischen männlichen und weiblichen Tieren, wie sie sich auch bei den nicht menschlichen Primaten und auch heute bei uns modernen Menschen noch, wenngleich schwächer ausgeprägt, findet. Herz und Lungen sind bei den männlichen Tieren stärker entwickelt, das Atemvolumen ist größer, der Blutkreislauf effektiver, der Hämoglobingehalt liegt beim Mann etwa um 15% höher. Der Geschlechtsdimorphismus²⁴ führt zu deutlich unterschiedlichem Leistungsvermögen bei Jagd-, Kampf-, Erkundungsaktivitäten, was auch Auswirkungen in der cerebralen Organisation bis in die neuroanatomische Struktur von Großhirnrinde und limbischem System und natürlich auch Konsequenzen im sozialen und psychischen Geschehen hatte und hat. Bei Männern findet sich z. B. ein gegenüber Frauen oft besser ausgeprägtes räumliches/großraumgerichtetes Orientierungsvermögen, ein höheres Aggressionspotential. Frauen scheinen kommunikativer, sozialer orientiert, sie wurden schon bei den frühen Hominidenformen deutlich älter als die männlichen Primaten – und zwar nicht nur wegen der geringeren Unfallgefahr. Damit ergaben sich sinnvolle Aufgabenteilungen – etwa mit der Rolle und Bedeutung der Großmütter als alte, erfahrene Frauen, Helferinnen bei der Geburt, der Kinderaufzucht, kundige Heilerinnen bei der Wundversorgung und Behandlung von Krankheiten. Solche Arbeits- und Aufgabenteilung liegt im Sinne einer evolutionären Überlebenslogik.

Wir müssen uns immer *auch* als Tiere, als Primaten sehen. Das ist ein archaischer Teil unserer Natur, auch wenn wir zugleich Kulturwesen sind (und heute unsere Hochkultur zu unserer Natur gehört). In den frühen Wanderzügen, die zur Verbreitung der Menschen führten, die wir heute neben den fossilen Funden auch über die genetischen Spuren in diesen Funden verfolgen können, kann man "Ordnungen des Sozialen" annehmen, die sich auch im Leben der Wandernden zeigte: An der Spitze schritten die salienten, d. h. herausragenden

²³ Petzold, Orth 2004b

²⁴ Maurer 2002

Leitmännchen, die durch Größe, Kraft, Erfahrung, Aggressivität, Mut an diese Stelle gelangt waren (z. B. finden wir beim Homo Rudolfensis für Männer Körpergrößen von 180 cm, für Frauen 160 cm). Im Mittelbereich gingen die Weibchen/Frauen mit den Kindern und den Alten und Schwachen, den Verletzten und im Hinterbereich gingen wieder kräftige Männchen/Männer als Nachhut. Zusammengehalten wurde dieser Zug durch gemeinsame genetische Potentiale und genetische Zugehörigkeitsprogramme sowie durch soziale Kohäsion stiftende *affiliäre Bindungen*, das Erleben: *Wir gehören zusammen und nur gemeinsam können wir leben und überleben*. Der Zug durch die wilde Welt bestätigte diese Erfahrung tagtäglich und führte zur Ausbildung spezifischer emotionaler, kognitiver und volitiver Qualitäten: Zugehörigkeitsgefühl, Gemeinschaftsgefühl, zum Willen, zusammen zu halten, zu Gemeinsinn, gemeinwohlorientiertem Denken.

Diese Gruppen wuchsen über die Zeit – man nimmt an, dass sie in der Gemeinschaftsbildung nicht viel über 100 Individuen herausgingen – mehr konnten die angesprochenen Kohäsionskräfte nicht binden – und ursprünglich weit unter dieser Zahl lagen. Sie verständigten sich im aufrechten Gang bei der Wanderung, bei Sammel- und Jagdaktivitäten, also im Bewegungsvollzug durch Zeichen und Laute. Koordinierte Aktivitäten sind anders nicht zu bewerkstelligen. Aber manchmal war es vielleicht gefährlich, Laute von sich zu geben und dann genügte die Zeichensprache. Aus dieser Zeichen- und Lautsprache, aus diesen "vokalen Gesten", wie G. H. Mead sie schon bezeichnet hatte, und die natürlich auch in den Ruhephasen, beim Lagern, an festen Lagerstätten im Streifgebiet und bei den dort sich entwickelnden sozialen Aktivitäten, Austausch von Pflegehandlungen (*grooming*) und beim Spiel zum Tragen kam, aber auch bei handwerklichen Tätigkeiten – "industries" genannt – entstand Sprache aus *praktizierter Interaktion und Kommunikation*. Primaten haben ein sehr hohes Kommunikationsbedürfnis. Das gilt bis heute in unserem Sozialverhalten, wo es in ca. 60 Prozent unserer Gespräche um soziale Angelegenheiten geht. Der Austausch von sozialem Wissen, einem Wissen voneinander und übereinander, z. B. über persönliche Eigenschaften einzelner Individuen, ihre Entwicklung und Geschichte schuf bei den frühen Hominidenverbänden Affiliationen²⁵ Bindungs- und Zugehörigkeitsmechanismen, die zunächst wohl aus dem das äffischen "grooming", der wechselseitigen Fellpflege, an der zwei und mehr Tiere beteiligt sein können, also durchaus polyadische Settings gegeben waren und wechselnde Grooming-PartnerInnen gewählt wurden mit denen *affiliärer* Austausch stattfand, Bindungserfahrungen im "give and take" gemacht wurden und sich Bindungen aufbauten und immer wieder bekräftigten. Gruppengröße, Groomingzeit und Neocortexgröße korrelieren bei den Primaten. Aber je größer die Gruppen wurden desto aufwendiger wurden derart kultivierte Sozialbeziehungen und mehr als etwa 20 Prozent der Zeit kann keine Primatenart für für das Grooming aufwenden und so übernahmen im Fortschreiten der Primatenevolution²⁶ andere soziale Mechanismen ergänzende Bindungsbekräftigungen, kommunikative Laute; Mimik und Gesten, die bedeutungsgeladen beziehungsrelevante Botschaften übermittelten und letztlich in der gemeinsamen Lautsprache, in Ritual- und Traditionsbildungen zu einer sprachgetragenen Kultur führten, in sprachlich organisierten Bewusstseinsareal, die in einer erinnerbaren *und* kommunizierbaren gemeinsamen und persönlichen Geschichte mündete und weiterführend in der Ausbildung von *kollektiver "sozialer Identität"* (an der die individuellen Identitäten partizipieren, wie ich in meiner Identitätstheorie ausführe²⁷).

Diese *gruppale Dynamik* des ziehenden Trosses oder der vorübergehend in einem Streifgebiet verbleibenden frühen Gruppen- und Stammesgemeinschaften zu verstehen, ist für ein Verständnis der Prozesse der Hominisation wesentlich. Untersuchungen bei verschiedensten Primaten zeigen überzeugend, dass die Größe und Leistungsfähigkeit des Gehirns mit der Größe und Vergesellschaftung der Gruppen korreliert. Kommunikative Prozesse, koordinierte Aktivitäten stimulierten die Hirnentwicklung. Viele unserer heutigen Verhaltensweisen lassen sich als Reste phylogenetischer Muster verstehen (z. B. unsere

²⁵ Petzold, Müller 2005

²⁶ Vgl. zum ganzen Themenbereich Dunbar 1998, Meder 1993, Paul 1998, Peterson, Goodall 1994 Sommer, Amman 1998, Waal 1993

²⁷ Petzold 2001p

Vorliebe für Klatsch und Tratsch, die Faszination am Ausdrücken von Mitessern, soziale Täuschungsmanöver, die sich bei vielen Primaten finden, Werbeverhalten, Out-Group-Aggression und In-Group-Altruismus, family gatherings). Die hohe kommunikative Dichte in den Primatengruppen förderte Verstehen und Verständnis für die anderen Individuen, die Ausbildung sozialer Emotionen und Kognitionen, intuitiver und empathischer Fähigkeiten zwischen den Individuen in der Gruppe, d. h. Empathie mit einer **polyadischen** Orientierung. Die wandernden Kleingruppen mit Familien- und Clanstruktur haben ihre Spuren bis in unser heutiges Verhalten hinterlassen. Je größer die Gruppe wurde, desto schwieriger wurde es, die Polyadik durchzuhalten, entferntere Familienmitglieder noch zu kennen. Familie als Lebensgemeinschaft war aber eine zentrale Überlebensrealität. Familienbande boten Sicherheit. Deshalb kam der Pflege familialer Situationen – Zusammensitzen, gemeinsam Feiern und Schmausen, Zusammenstehen, um bei schwierigen Situationen zu beraten – sicherlich hohe Bedeutung zu. Die Faszination weiter Kreise der Psychotherapieszene an mythologisierender familientherapeutischer auf Mehrgenerationendynamik gerichtete Genogrammarbeit, um Krankheitsursachen aufzufinden, "Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Glied", die patriarchalisch-ideologisch ausgerichtete "Aufstellungsarbeit" (ein bipedisches Arrangement!), um "Familiengeheimnisse" aufzudecken, das schräge Interesse einer gewissen Psychotherapieszene an "Kuckuckskindern", hat offenbar eher phylogenetische Hintergründe, als dass hier von modernen Nosologie bzw. Pathogenesetheorie gesprochen werden könnte. Die Hellingersche Aufstellungsarbeit kann in diesem Licht als steinzeitlich-magischer Familienatavismus gesehen werden, der erfolgreich die Menschen in den Bann schlägt. Mit familiensoziologisch und entwicklungspsychologisch fundierter Familientherapie und Netzwerkarbeit²⁸ hat das nichts zu tun, obgleich die "Aufstellungsarbeit" ein dezidiert *polyadisches Empathiekonzept* praktiziert, bis hin zur mythomanen Überdeutung von Phänomenen. Ohne solche Fähigkeiten, sich gedanklich in die Situation anderer (plur.) *polyadisch-empathisch* hineinzusetzen, wären weder Morenosches Psychodrama, die Quelle der Aufstellungsarbeit, noch das Familienstellen Hellingers möglich. Seine Wurzeln hat dieses multidirektionale Empathievermögen in den frühen kooperativen Überlebensprozessen von Primatengruppen, in der Regulation ihrer sozialen Interaktionen als koordinative Funktion bei kollektiven Aktionen, wie sie Jagd, Nahrungsverarbeitung, Kampf, aber auch die Bewältigung schwieriger Wegpassagen und Gefahrensituationen erfordern, d. h. in **interaktiven Mentalisierungen**.

Wir sehen das heute bei der Beobachtung etwa von kooperativem Sammel- und Jagdverhalten und bei den Kriegszügen der Schimpansen, die durchaus Einfühlungs-, ja Identifikationsverhalten zeigen, weil sie, wie wohl auch für die frühen Hominiden anzunehmen, *sich ihrer selbst bewusst* sind – sie erkennen sich z. B. im Spiegel und sich der mentalen Zustände ihrer InteraktionspartnerInnen bewusst sind. Daniel Povinelli hat in seinen ingeniosen Experimenten mit vier Rhesusaffen und vier Schimpansen gezeigt, dass die Schimpansen sogar zur Übernahme von Rollen und zum vikariellen Problemlösen in der Lage waren, nicht so die Makaken. Wir sehen solche *multidirektionalen, polyadischen* sozialen Abstimmungs-, Synchronisierungs-, Passungsprozesse in allen Alltagshandlungen von Menschen an jedem Ort der Welt und in jeder gruppalen Situation am Werk.

Die bewussten, geplanten, kooperativ bewältigten Wanderzüge der frühen Menschen vereinen also ökologische und soziale Faktoren, die für die Entwicklung unseres "cerebralen Potentials" in sozialen Kontexten durch **interaktive Mentalisierungen** wesentlich waren und sind.

Stellen Sie sich vor, sie wandern mit der Familie Feuerstein vor 150 000 Jahren im steinzeitlichen Neandertal mit seinen schroffen Kalksteinfelsen die Düssel entlang. Vor den "Hunsklippen", einer Klamm des Düsselbachs, nahe der Feldhofer Grotte, ihrer Wohnhöhle, wird beim Überqueren des Flüsschens mit seiner steilen Böschung, das gerade Hochwasser führt, Jupp, ein Gruppenmitglied abgetrieben und kann sich nur mühsam auf einen Felsvorsprung retten. Er muss an der Steilwand zurückklettern. Sie und die anderen ermutigen ihn, rufen ihm zu: "Nur ruhig, Jupp, keine Panik. Geh's langsam an". Sie geben Hinweise: "Du, pass auf, das Gestein ist locker!", reichen einen langen Ast zur Sicherung einer besonders riskanten Passage. Erfahrene bremsen vielleicht – nach links und

²⁸ vgl. die integrative Familientherapie Petzold, Josić, Erhardt 2003.

rechts empathierend – allzu wagemutige Ansporer. "Lass ihn doch, treib ihn nicht zu was Riskantem!" Eine solche Situation kann nur gemeistert werden, wenn *polyadische* empathische Leistungen erbracht werden, wenn die Anderen sich identifikatorisch in die Situation des Verunglückten *hineindenken* können (kognitives Empathieren) und auch in sein Erleben *einfühlen* können (emotionales Empathieren), seine Perspektiven einzunehmen vermögen, spüren, wie ihm wohl zu Mute sein mag, sich zugleich aber auch wechselseitig abzustimmen und zu koordinieren vermögen. Sie bangen und zittern mit ihm, vollziehen gedanklich seine Überlegungen mit, welche Felsrisse wohl Halt geben könnten, antizipieren mögliche Schwindelreaktionen, erkennen, welchen Sprung er wagen will. Sie haben damit einen Zugang zu seinem Erleben und seinen Intentionen, und sie koordinieren sich zugleich untereinander mit ihren Hilfe- und Unterstützungsimpulsen und Aktionen.

Diese Fähigkeiten zum **polyadischen Empathieren und Kommunizieren** haben wir heute noch – ein Erbe der frühen Hominiden und ihrer Entwicklungsprozesse, denn solche Fähigkeiten mussten auf "dem gemeinsamen *WEG*" durch eine wilde Welt entwickelt werden, nämlich das, was wir heute als eine "*theory of mind*" bezeichnen. Darunter versteht man ein Wissen um die Intentionalität und die innere Welt des Anderen – auch *des Anderen in uns*, wie der Ansatz von *M. M. Bakhtin* zu einer inneren Vielstimmigkeit zeigt oder wie *Ricœur* in seiner tiefgründigen Arbeit über das "Selbst als ein Anderer" verdeutlicht hat. Beide Autoren haben für den Integrativen Ansatz eine große Bedeutung²⁹ und stellen eine Herausforderung für die zumeist ärmlichen Persönlichkeitstheorien der traditionellen psychotherapeutischen Schulen dar.

Beständige wechselseitige Einfühlung in immer komplexeren Sozialbeziehungen und bei immer anspruchsvolleren Kooperationsaufgaben förderten die Entwicklung von *Gehirn, Bewusstsein und Sozialität* im Umweltkontext, brachte "social brains" hervor, eine "society of brains", wie *Freeman* das nannte, und "mindful societies", intelligente Gemeinschaften, in denen persönliche "Identitäten" entstehen konnten und die Individuen eine Erkenntnis ihrer Selbst in immer komplexeren Prozessen der "Selbsterfahrung"³⁰ gewinnen konnten, so dass eine "*theory of my mind*" als Entwicklungsmöglichkeit in solchen Gemeinschaften als Standard der Entwicklungs- und Sozialisationsprozesse anzunehmen war. In der Ausbildung solchen Selbstverständnisses konnte sich der "Mensch selbst zum Gefährten werden, durch die Verinnerlichung des generalisierten Anderen", wie *George Herbert Mead* das einmal in eine geniale Formulierung gefasst hat.

Jupp, der *homo neanderthalensis* unseres Imaginationsbeispiels, befindet sich wieder in Gefahr, auf einem Felsband nahe an der Düsselklamm, die in alten Tagen bezeichnender Weise "das Gesteins" genannt wurde. Er hat sich verstiegen in dem Versuch, ein Dohlnest auszunehmen. Dieses Mal ist er alleine. Er hockt angstvoll auf dem schmalen Felssims und murmelt vor sich hin: "So'n Schlamassel, so ne Driß! Mensch Jupp, wie kommste da nur weg. Dat musste schaffen. Also erst mal keine Panik, nur mit der Ruhe, Jupp!" Jupp spricht mit sich selbst, gibt sich den Zuspruch, den er Wochen zuvor von den Anderen erfahren hat. Jetzt warnt er sich: "Du, pass auf, die Steine sind locker!" Und er schafft es schließlich, aus der Gefahr herauszukommen. Glücklicherweise zurück gekehrt, berichtet er den übrigen Feuersteinern sein Abenteuer: "Und dann hab ich zu mir gesagt, Jupp, hab ich gesagt, hab ich gesagt, nur die Ruhe, dat musste schaffen, und et hät jeklappt!"

Die Zwiesprache mit sich selbst, der Zuspruch, den er sich geben kann, weil er ihn erhalten hat, hilft Jupp, diesem archaischen "Proto-Düsseldorfer", die prekäre Situation durchzustehen. Jeder, der sich kennt, eine "Theorie seiner Selbst" (*a theory of his own mind*) hat, kann sich "selbst zu Hilfe eilen", wie *Marc Aurel* das einmal formuliert hat.

Die evolutionsbiologische und -psychologische Perspektive hilft uns, so manches als sinnvoll anzusehen, was uns an unserem "Wesen" rätselhaft erscheint, etwa die Geschlechterdifferenzen, ein Thema, das viele Autorinnen unterschiedlichster Orientierung von *Butler, Chodorow* und *Irigaray* bis *Rohde-Dachser* und *Turkle* bewegt hat, um nur wenige markante Positionen zu benennen, die alle von einem Rekurs auf unsere evolutionäre Vergangenheit absehen. Dabei ist schon früh in der Menschheitsgeschichte von

²⁹ Petzold 2004b, 2005p

³⁰ Petzold, Orth, Sieper 2005

einer gewissen Geschlechterspezialisierung auszugehen. Diese frühen Menschen vom *Homo Habilis* bis zum *Homo Erectus*, waren nicht nur Sammler, aber Frauen und Männer sammelten wohl gleichermaßen Früchte und Grassamen, Klein- und Kerftiere, denn alles Essbare wurde aufgelesen, wer immer es fand. Jedoch das Sammeln von Aas, eine wichtige und hochwertige Nahrungsquelle, nahe bei gerissenem Wild und damit durchaus im Gefahrenbereich, etwa durch die Konkurrenz mit Hyänen, Wölfen, Raubkatzen, aber durchaus auch mit anderen Hominiden, war wohl eher Sache der kräftigen und schnellen männlichen Humanprimaten. Sie wurden dabei mehr und mehr selbst zu Beutemachern, Raubtieren, Prädatoren, zu Jägern, die mit der Jagdwaffenentwicklung immer effizienter in der Beschaffung von Fleisch wurden. In dieser Perspektive wird etwa männliches "Aggressions- und Dominanzverhalten" erklärbar: Die starken Leitmännchen gehen vorne, an vorderster Front, denn sie sind die Kämpfer, Jäger, Beuteschläger der Gruppe. Sie kommen mit ihrem Sammel- oder Jagderfolg zurück, sind dann die wichtigsten Personen in der Gruppe, und daraus lässt sich die männliche "Salienz" – um diesen sozialpsychologischen Begriff³¹ für Bedeutsamkeit, Wichtigkeit, dominierenden Eindruck beizuziehen – erklären.

Die Untersuchung von Lager- und Wohnstätten deutet darauf hin, dass beide, Frauen und Männer, an der Werkzeug-, Waffen-, Kleidungsherstellung beteiligt waren. Schon das gegenüber den Männern um etwa zehn Jahren höhere Lebensalter der Frauen prädestinierte sie zur Weitergabe von Fähigkeiten/Wissen – wir sprechen von "Kompetenz" und Fertigkeiten/Können – wir sprechen von Performanz -, machte sie zu Kulturträgerinnen (die Rolle der Großmütter, der alten, kundigen Frauen, wurde schon erwähnt). Und natürlich unterstützten Frauen die Männer beim Kampfe etwa mit Lärm und bei der Jagd durch Treiberarbeit oder in der Sicherung und Verarbeitung erlegter Beute.

Wenn man auf diese blutige Prädatoreenseite in der Menschheitsgeschichte schaut, erscheint es aus heutiger Sicht spätmoderner, hochzivilisierter Hominiden vielleicht nicht so sinnvoll, vom '*Homo Sapiens Sapiens*' zu sprechen. Der kommt ja auch evolutionsgeschichtlich viel später, ist aber dann sogar noch effizienter als Jäger, Krieger, Eroberer, Räuber geworden als die Altmenschen, die diesen Neumenschen nicht überlebt haben, von dem man auch sagen könnte: er ist ein '*Homo Praedator Intelligens*', ein *intelligenter Raubmensch*.

Jedenfalls trifft das für den Cro-Magnon Menschen zu, einem frühen Homo Sapiens Typ aus dem Aurignacien. Raubmenschen, das sind wir in mancher Hinsicht bis heute geblieben. Jede "feindliche Übernahme" in der Wirtschaft hat davon Aspekte, und deshalb ist es wichtig zu sehen, dass wir diese Seite seit Urzeiten auch in uns tragen, nämlich ein "intelligenter Raubmensch" zu sein. Da liegt vielleicht ein Schlüssel zum Verstehen unserer Aggressivität und eine Handhabe ihrer Kontrolle oder zu Möglichkeiten, den immer wieder auftretenden Kontrollverlusten zu begegnen.

Die starken "Tiere" waren also immer an der "Spitze des Zuges" und damit auch zuerst an der Gefahr. Sie waren damit aber auch zuerst an der Beute, an der hochwertigen Nahrung. Und weil sie das Gelände erkunden, Gefahren abwägen mussten, haben sie sich wahrscheinlich des öfteren hingehockt und beraten oder abends *in der Runde* sitzend sich über den Tag ausgetauscht oder den kommenden Tag antizipierend geplant und proaktiv vorbereitet. Und das geschah in der Regel nicht in der **Dyade**, wo zwei im **Dialog** beieinander saßen, zu zweit sprachen, sondern sie tauschten sich im **Polylog**, in "Gesprächen nach vielen Seiten" aus. Bei den frühen Hominiden zählte die **Polyade** als die dominierende soziale Situation im Kollektiv. Nicht der **Dialog**, nicht das "Ich und Du", wie es Buber vertrat oder eine dyadisch orientierte Bindungsforschung (Ainsworth, Fonagy, Main) vertritt, war da wichtig, sondern der **Polylog** war wichtig, die Gedanken und Einfälle *aller* wurden zur Lebensbewältigung gebraucht und es kann in den intensiven Nahräumen der Kleingruppe mit ihren permanenten *polyadischen Angrenzungen* etwa bei Zärtlichkeiten und Pflegehandlungen, Grooming-Aktivitäten, wohl zu einer starken inneren Repräsentation der Anderen, mentalen Unabgegrenztheiten, wie man sie etwa bei kleinen Kindern oder sehr kleinen, originären Stämmen im Amazonasgebiet oder in Australien findet oder bei bestimmten Psychosekranken. Vielpersonenpersönlichkeiten, Plurizität der Persönlichkeit,

³¹ Stroebe et al. 2003

Stimmen der Anderen im Kopf, denn sie sind mir "im Sinne", wie das Julian Jaynes für archaische Kulturen beschrieben hat oder es sich in Bakhtins Idee einer polyphonen Persönlichkeit findet. Deshalb war die vielfache, vielfältige Rede in einer Gruppe das Zentrale. So ist Sprache entstanden, nicht aus dem Dialog. Der Dialog ist aus dem **Polylog** geboren, der Monolog ist sein Enkel. Intuition und Empathie sind *polyadisch* ausgerichtet, auf mehrere Menschen, sonst könnten wir uns in Gruppen, komplexeren sozialen Kontexten nicht bewegen.

Solche Überlegung zur kollektiven Verfasstheit unserer Menschennatur beinhaltet auch Wesentliches für das Verständnis von Therapie: Therapie geschieht immer in Netzwerken, in Gruppen. Selbst wenn ich in einem Dialog bin - zu zweit bin - sind virtuell alle anderen wichtigen Netzwerkpersonen anwesend. Denn ohne das polyadische *Wir*, wie es die von allen Beteiligten kooperativ getragene Leben-/Überlebenssicherung der frühen Hominidengruppen erkennen lässt, wäre keine *komplexe Kommunikation*, die als Selektionsvorteil uns Hominiden das Überleben gewährleistete, möglich gewesen. Diese Kommunikation in sinnvollen Lauten und Gesten, die sich rudimentär schon bei den Menschen vom Rudolfsee vor einer Millionen Jahren annehmen lässt, hat zur Entwicklung der Sprache geführt. Seit 100 000 – 200 000 Jahren kann man von komplexeren Formen geteilter Sprache ausgehen, und die beeindruckenden symbolischen Darstellungen steinzeitlicher Kunst seit dem "big bang" der kognitiven Entwicklung, der hier in Europa ca. 35-40 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung einsetzt, zeigt das Vorhandensein gemeinsam geteilter Symbole und Symbolwelten. Die großartigen Bilderzählungen auf den Wänden der Karsthöhle bei Vallon-Pont d'Arc im Département Ardèche (Chauvet-Höhle), Frankreich, in der 1994 Jean-Marie Chauvet die ältesten Felsbilder aus dem Aurignacien, also der jungpaläolithischen Eiszeitkunst gefunden hat – sie wurden mit der C-14-Methode auf ca. 32 000 Jahre datiert – lassen keinen anderen Schluss zu, als dass es auch sprachliche Narrationen gab, Sagen und Mythen, denn es finden sich auch Darstellungen von Fabelwesen³², Geschichten von erfolgreichen Erkundungen und Jagdzügen. Das alles zeugt von gemeinsamen Vorstellungswelten, die von den Individuen dieser Gruppen geteilt wurden, so dass man von "kollektiven mentalen Repräsentationen" – ein Konzept *Serge Moscovicis* heranziehend – sprechen kann, d. h. von geteilten *Kognitionen* – man hatte Vorstellungen von Leben und Sterben, die Grabkultur hat sich entwickelt –, geteilten *Emotionen* und *Volitionen*³³ – man wollte zusammen Beute machen, gemeinsam den Jagderfolg feiern. Vor dem Hintergrund solcher paläoanthropologischer Überlegungen finde ich meine ursprünglich aus philosophischen und – das möchte ich unterstreichen – aus entwicklungspsychobiologischen Überlegungen³⁴ formulierte Bestimmung der "conditio humana" als "**Du, Ich, Wir in Kontext und Kontinuum**" erneut bestätigt. Dabei ist das **Du** vorrangig. Es steht am Anfang, denn "der Andere ist immer vor mir", so *Lévinas*; das **Ich** kommt als Zweiter ins Spiel, und das **Wir** ist als Hintergrund beständig anwesend. Unser Neandertaler von der Düsselklamm hätte kein Selbstgespräch führen, sich nicht Selbst an- und zusprechen können, wäre er nicht zuvor angesprochen worden. Hätten sie die Sprache nicht ausgebildet, hätte es keine komplexere, gemeinsame Verständigung in diesen Gruppen früher Menschen gegeben.

Sprechen, Sprache sind ursprünglich Gruppenphänomene, aus Gruppen, die miteinander wanderten, jagten, schmausten, feierten, beratschlagten, klagten, hervorgegangene Gruppenleistungen, und sie sind auch heute noch an Gruppen gebunden. Diesen Boden und Untergrund der Gruppe sehen Sie heute, wenn Sie in der Tanztherapie oder in der Bewegungstherapie oder in irgendeiner Form der Gruppentherapie eine Ansammlung von Menschen im Rund aufstellen oder sie auffordern, sich im Kreis auf den Boden zu setzen. Es entsteht dann eine andere Qualität, die Qualität von Gemeinsamkeit, Gemeinschaft, ein "affiliales Klima". Wenn man dann diese Gruppe in eine gemeinsame Bewegung schickt, die TeilnehmerInnen *miteinander* gehen lässt, hält dieses Klima in der Regel vor. Man findet dabei oft eine Tendenz der Männer, an den Anfang zu gehen, voranzuschreiten, Frauen

³² Bosinsky 1995;

³³ Petzold 2002b

³⁴ Petzold, van Beek, van der Hoek 1994

ordnen sich dabei leicht "gleichsam unmerklich" nach. Das zu verstehen, ist gerade in Bereichen mit hohem Frauenanteil, etwa in der pädagogischen, pflegerischen und sozialen Arbeit sehr wesentlich, denn man muss diesen *vielleicht* – ich sage das mit aller Vorsicht – also vielleicht evolutionär disponierten Programmen der Nachreihung –, die überdies durch Sozialisations- und Enkulturationsprozesse fungierend erlernt und bestärkt wurden, bewusst gegensteuern. Es geht m. E. nämlich keineswegs nur um intendierte "patriarchalische Vorrangigkeit" von Seiten der Männer, sondern auch um automatisierte, habitualisierte Tendenzen zur Nach-, ja Unterordnung bei Frauen. *Beide* Geschlechter bzw. Gender müssen an diesem Problem arbeiten.

Geschlechtsdifferentielle Mentalisierungen – Fragen zur Natur von Frauen und Männern

Wenn man durch die Zeit der Hominisation geht – mehr als 80 000 Generationen – und die Männer immer vorne gegangen sind, im Angriff, in den Erkundungen oder beim Jagen "an vorderster Front", in der Vorhut, an der Spitze, wenn sie also immer im *Weitraum* arbeiteten, d. h. auf irgendeinem Felsenaussguck in die Weite schauten oder auf einen Baum, einen Hochsitz kletterten, oder auf die höchsten Berggipfel oder an den Rand der Steilküste um Überschau, Vorausschau zu erlangen, die Vielfalt der Erscheinungen "zusammen zu sehen" und in immer weitere Bereiche vorzudringen suchten, mit immer neu aufbrandender "Sehnsucht nach der Ferne, nach dem Jenseitigen" (A. v. Humboldt 1845/2004, 39), dem. das jenseits des Überblickbaren liegen *musste* und zu dem man dann vordringen musste, weil man es erreichen *wollte* – unbedingt – dann kann man annehmen, dass das den "Stil" ihrer **Mentalisierung** prägte. "An der Grenze des beschränkten Wissens, wie von einem hohen Inselufer aus, schweift gern der Blick in ferne Regionen. Der Glaube an das Ungewöhnliche, das Wundervolle giebt bestimmte Umriss jedem Erzeugnis idealer Schöpfung und das Gebiet der Phantasie, ein Wunderland kosmologischer, geognostischer und magnetischer Träume, wird unaufhaltsam mit dem Gebiete der Wirklichkeit verschmolzen" (ibid. 39). Diese Art und Weise, wie die Männer-Entdecker, Erforscher, Erfinder in ihren *mentalen Bewegungen* denken, fühlen, träumen und *wollen* – vorausblickend, weiträumig antizipierend, vorwegnehmend, wagemutig planend, offensiv-proaktiv denkend und entwerfend – voller "kühner Träume", für deren Realisierung sie Gefahren auf sich nehmen, vielleicht das Leben zu riskieren bereit sind – diese vorandrängende Ausrichtung ist anders als der "Stil" der **Mentalisierung** von Frauen, deren Sorge und Liebe und Pflicht im *Nahraum* zentrierte, bei denen, die eben diese Qualitäten lebensnotwendig brauchten und die durch offensive, in den Weitraum ausgreifende Kühnheit gefährdet würden. Das wird im übrigen auch durch die neuere Hirnforschung bestätigt. **Mentalisierungen sind als differentielle mentale Bewegungsprozesse zu sehen.** Ich habe sie wie folgt umrissen und zitiere:

»Unter **Mentalisierung** verstehe ich aus der Sicht der Integrativen Therapie die *informationale Transformierung*³⁵ der konkreten, aus extero- und propriozeptiven Sinnen vermittelten Erlebnisinformationen von erfahrenen Welt-, Lebens- und Leibverhältnissen, die Menschen aufgenommen haben, in *mentale Information*. Die Transformierung geschieht durch *kognitive, reflexive* und *ko-reflexive* Prozesse und die mit ihnen verbundenen Emotionen und Volitionen auf *komplexe symbolische Ebenen*, die Versprachlichung, Analogisierungen, Narrativierungen, Mythenbildung, Erarbeitung vorwissenschaftlicher Erklärungsmodelle, Phantasieprodukte ermöglichen. Mit fortschreitender mentaler Leistungsfähigkeit durch Diskurse, Meta- und Hyperreflexivität finden sich als hochkulturelle Formen *elaborierter Mentalisierung, ja transversaler Metamentalisierung* künstlerisch-ästhetische Produktion, fiktionale Entwürfe, wissenschaftliche Modell- und Theorienbildung sowie aufgrund geistigen Durchdringens, Verarbeitens, Interpretierens, kognitiven und emotionalen *Bewertens* von all diesem die Ausbildung ethischer Normen, die Willensentscheidungen und Handlungen regulieren können. Prozesse der *Mentalisierung* wurzeln grundsätzlich in (mikro)gesellschaftlichen Ko-responzenzprozessen zwischen Menschen, wodurch sich individuelle, *intramentale* und kollektive, *intermentale* "Repräsentationen" unlösbar verschränken (Vygotsky, Moscovici, Petzold). Je komplexer die Gesellschaften sind, desto differenzierter werden

³⁵ Petzold, van Beek, van der Hoek (1994).

auch die *Mentalisierungen* mit Blick auf die Ausbildung komplexer Persönlichkeiten und ihrer Theorien über sich selbst und andere, ihrer "theories of mind"³⁶, und desto umfassender wird die Entwicklung komplexer Wissenschaftsgesellschaften selbst mit ihren Theorien- und Metatheorien neuro- und kulturwissenschaftlicher Art über sich selbst: *Hypermentalisierungen*. Es entstehen auf diese Weise permanente Prozesse der *Überschreitung* des Selbst- und Weltverstehens auf der individuellen und kollektiven Ebene, eine *transversale Hermeneutik und Metahermeneutik* als unabschließbarer Prozess (Petzold 2000h)«.

Durch **Mentalisierung** auf der kognitiven, emotionalen und volitiven Ebene entwickelte sich **auf dem Weg** der Menschen durch die Evolution über die Jahrtausende der menschliche Geist, lateinisch *mens*, dieses hohe Vermögen der Vernunft und Geistigkeit, entstanden "mind" and "the minding of mind". *Mens/mind* umfaßt – wie betont – keineswegs nur kognitiv, sondern auch emotionale, volitive und ästhetische Qualitäten. In einer geschlechts- und genderspezifischen Differenzierung von Mentalisierungsprozessen geht es nicht darum, dass Männer intelligenter seien – sie kennen ja alle diese dummen Sprüche, mit den "langen Haaren ..." (die ja die Männer früher auch hatten, und zwar nicht zu knapp) – sondern, es geht darum, dass ihre Intelligenz – die kognitive, die emotionale und die volitive –, dass ihre "sinnliche Reflexivität"³⁷ wahrscheinlich eine andere Struktur hat. Die *Potentialität* in der Leistungsfähigkeit ist gleich, aber Männer denken und fühlen *häufig offensiver* und handeln – zumindest im zeitlichen Nahbereich – auch *proaktiver*. Es geht hier, das sei betont, immer nur um die *Häufigkeiten* in der Glockenkurve der Gaußschen Verteilung. Es sind Aussagen über den Zentrumsbereich – zu den Rändern hin sind bei Männern wie bei Frauen alle Abweichungen möglich. Gut, es gibt praktisch keine großen Entdeckerinnen vom Typus Erik des Roten, Vasco da Gama, Livingstone, Auguste Piccard, wie *Henzes* "Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde" (1977ff), Grimby's "Großer Atlas der Forscher und Entdecker" oder ähnliche Sammelwerke ausweisen. Es gibt auch kaum klassische Mythen über Frauen, die den wandernden Helden von Gilgamesch, Rama, Herakles und Odysseus, Siegfried bis zu Roland, dem Neffen Karls des Großen und den Gestalten der mittelalterlichen Epen gleichzuordnen wären. Selbst in den Neomythen unserer Gegenwart finden wir kaum Heldinnen. Aber an Helden ist die Welt der "fiction" heute reich, man denke an Conan den Barbaren, an Spiderman, Hulk, Spawn, Luke Skywalker – selbst im Kinderfiction habe Mädchen keine Chancen, wie der "kleine Hobbit" und "Harry Potter" zeigen. Diese Welten der Phantasie und Fiktion spiegeln die Traditionen des Mentalisierens in genderhegemonialen Kulturen heute! Einer der wenigen – durchaus zwiespältigen – traditionellen Mythen mit Frauenheldinnen betrifft das legendäre Volk der Amazonen (die "Brustlosen") vom Schwarzen Meer. Ihren Mädchen brannten sie die rechte Brust aus, damit sie beim Bogenspannen nicht hindere. Ihre Königin Penthesilea, Tochter des Kriegsgottes Ares, auf der Seite der Troer kämpfend, unterliegt Achill im Kampfe und wird von ihm getötet. Kein Sieg der Frau. Gut, es gab die Göttinnen mit scheinbar männlichen Attributen: Artemis/Diana, die Zwillingsschwester des Apoll, imponiert als Göttin der Jagd, ist aber auch Göttin der Geburt und Fruchtbarkeit und ursprünglich eine alte kleinasiatische, von Wildtieren umgebene, chthonische Göttin. Erst in klassischer Zeit erhält sie Köcher und Bogen in den Darstellungen. Und auch im nordisch-gemanischen Mythenkreis ist wenig zu finden. Da sind Walküren, die Göttervater Odin dienen und die "Einherjer", die gefallenen "Alleinkämpfer",

³⁶ Dieser Term TOM bezeichnet die Fähigkeit, sich vorstellen zu können, was im "mind" eines Anderen vor sich geht (Fletcher et al. 1995): "Ich weiß, dass er weiß, ich weiß, was er meint, sich denkt, was er empfindet etc. ... und ich weiß, dass er es weiß" – Grundbedingung für menschliche Kommunikation und Empathie. Das Konzept kam mit der Frage von Primatenforschern auf: "Does the chimpanzee have a theory of mind?" (Premack, Woodruff 1978; Woodruff, Premack 1979). Die "Emergenz" der TOM ist der große Quantensprung auf dem WEG der Hominiden durch die Evolution – darüber sind sich Evolutionsbiologen, -psychologen und -philosophen heute einig (Buss 1999; Kennair 2004; Petzold, Orth 2004b). Es geht also nicht nur um höchst differenzierte Vorstellungen über den "mind" von anderen – in komplexen sozialen Situationen, in Mehrpersonensettings auch über die "minds" von anderen – zu entwickeln, sondern auch um die Fähigkeit, Vorstellungen über Vorstellungen, Metarepräsentationen, auch "Metarepräsentationen meiner selbst" (theory of my mind), hervorzubringen, die die bildgebenden Verfahren der Neurowissenschaften sogar aufzeigen können (Fletcher et al. 1995; Happé et al. 1996; Voegely et al. 2001).

³⁷ Vgl. Heuring, Petzold 2004

nach Walhall bringen – wehe sie gehorchen dem obersten der Asen nicht, dann war der Bann im Feuerring Lokis die Strafe, wie Wagner das musikalisch-dramatisch ausgeführt hat. Es blieb der Spätmoderne vorbehalten, dass Frauen andere Rollen bekamen, unter die Astronauten gehen konnten, in Pionier- und Rangereinheiten, in Nahkampftruppen aufgenommen werden können. Hardcore-Kämpferinnen, wie sie in den Action-Film-Gestalten "La femme Nikita" (Peta Wilson), der genmanipulierten "Dark Angel" (Jessica Alba, "Es gibt keine Zukunft ohne Vergangeheit!") oder mit der Cyberspace-Heroine Lara Croft auf die Bühne treten, werden als "Brutalinen" und Sexsymbole verherrlicht. Neomythen schufen Kriegerinnen vom Typus der (lesbischen) "warrior princess Xena" (Lucy Lawless), einem weiblichen Conan-Pendant, zeitweilige Gefährtin von Herkules (Kevin Sorbo), bevor sie die schöne Gabrielle (Renee O'Connor) fand. (Herkules/Herakles der griechischen Sage heiratete, wie auch Theseus, eine Amazonenkönigin). Im Comic blieben Frauen indes mit der ersten und erfolgreichsten Superheldin "Wonder Woman" (1940 in "All Star Comics") die Ausnahme. Es kam "Superwoman", die Marvel-Comics gliederten einige Frauen in ihre Teams rettender Helden ein, etwa bei den "Fantastischen Vier", und natürlich gibt es Heldinnen in Zielgruppenproduktionen, in Mädchen-Comics, etwa in der japanischen Manga-für-Mädchen-Serie "Bishonen". Ansonsten finden wir seit den sechziger Jahren nur die Fülle von Sexheldinnen/Sklavinnen wie etwa Barbarella, Vampirella, Lola, Jodelle, Paulette im französischen Comic oder wie im italienischen Valentina, Anita, die "O" oder Emmanuelle. Sie alle sind Produkte *fiktionaler Mentalisierungen*, Projektionen von Männer- und Frauenbildern voller archaischer Spuren und Atavismen, die durchaus Gegenstand psychologischer Forschung werden müssten, denn hier zeigt sich das "kollektive Unbewusste" (nicht in den Jungschen Mythen). Inzwischen ist das Sujet "Superfrauen" durchaus ein "in" Thema: "Herscherrinnen, Heldinnen, Heilige und Huren" - ein vielbändiges Geschäft³⁸

Mit Blick auf Männerherrschaft und -dominanz, ja brachialer und struktureller Gewalt³⁹ lohnt es sich unter evolutionsbiologischen Perspektiven über physische Prädispositionen, Körperkraft, Fern- und Nahraumorientierungen, Leittier- und Aggressionsmustern etc. nachzudenken, und die Frage – wieder einmal – zu stellen, ob es wirklich nur oder überwiegend um "Unterdrückung" durch ein angenommenes *mythisches "Patriarchat"* geht, das ein ebenso *mythisch* konzipiertes *"Matriarchat"* gewaltsam abgelöst haben soll (vgl. die Ideen von J. J. Bachofen, über Friedrich Engels, B. Malinowski, E. Ranke-Graves, H. Göttner-Abendroth usw.)? Derartige mythologisierende Betrachtungen können schwerlich in den zentralen Fragen der Männer-Frauendebatte weiterführen und sind weitgehend nicht mehr im Diskurs. Nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung lässt sich die Annahme eines Matriarchats als universeller Kulturstufe und generellem Stadium der menschlichen Familien- und Gesellschaftsentwicklung empirisch nicht belegen⁴⁰. Wohl aber ist eine über Jahrhunderte/Jahrtausende währende Männerherrschaft in vielen Kulturen historisch unbezweifelbar zu dokumentieren. Diese empirisch fassbaren Formen der Männergewalt und der Herrschaftspraktiken von Männern sind zu analysieren und *politisch* anzugehen – von Frauen *und* Männern! Das Thema ist alt. Ich erinnere an die Klage der Medea über das Los der Frauen im Drama des Euripides (Vers 230 ff):

"Von allem, was auf Erden Geist und Leben hat,
Sind doch wir Frau das Allerunglücklichste.
Mit Gaben ohne Ende müssen wir zuerst
Den Gatten uns erkaufen, ihn als unsern Herrn
Annehmen: dies ist schlimmer noch als jenes Leid.
Dann ist das größte Wagnis, ob er edel ist,
Ob böse: denn unrühmlich ist's dem Weibe, sich
Vom Mann zu trennen; auch darf es ihn nicht verschmähn.
Und freit in neue Sitten und Gesetze sie,
Muss sie wohl, weiß sie's nicht von Haus, Prophetin sein,
Zu wissen, welchem Lose sie entgegenght."

³⁸ Vgl. Probst 2002

³⁹ Kavemann 2001

⁴⁰ Wesel 1994.

Von einem Mann geschrieben. Jahrhunderte später streiten Frauen für ihre Rechte, die völlige Gleichberechtigung der Geschlechter und bezahlen – wie *Marie O. Aubry*, bekannt geworden als Olympe de Gouges – ihren kämpferisch-revolutionären Einsatz in der französischen Revolution mit dem Leben (Tod durch die Guillotine in Paris 1793). Ihre "Déclaration des droits de la femme et de la citoyenne" von 1789 ist ein frühes Dokument eines "politischen Verständnisses" von Männergewalt:

"Mann, bist du fähig, gerecht zu sein? Eine Frau stellt dir diese Frage. Dieses Recht wirst du ihr zumindest nicht nehmen können. Sag mir, wer hat dir die selbstherrliche Macht verliehen, mein Geschlecht zu unterdrücken? Deine Kraft? Deine Talente? Betrachte den Schöpfer in seiner Weisheit... Nur der Mann hat sich aus der Ausnahme ein Prinzip zurechtgeschneidert. Extravagant, blind, von den Wissenschaften aufgeblasen und degeneriert, will er in diesem Jahrhundert der Aufklärung und Scharfsinnigkeit, doch in krasser Unwissenheit, despotisch über ein Geschlecht befahlen, das alle intellektuellen Fähigkeiten besitzt ..."⁴¹.

In dieser Frau "brannte ein Feuer", wie Doormann ihre Biographie der Olympe betitelt. Ein anderer zündender Anstoß kam mehr als anderthalb Jahrhunderte später mit Simone de Beauvoirs Grundlagenwerk "Das andere Geschlecht", mit dessen Publikation 1949 sie zwanzig Jahre vor der "Feministischen Bewegung" diese Bewegung begründete, für die sie später lebenslang arbeitet. Diese "Tochter aus gutem Haus", so ihre autobiographische Selbstdarstellung, versucht die gleichsam "naturegegebene" Ordnung umzustößen, die sich nach ihrer Auffassung, gestützt auf eine Analyse der großen Menschheitsmythen, über die gesamte uns bekannte Geschichte feststellen lässt: die Frau, das "unwesentliche", zweite Geschlecht, verbunden mit der Erde, der *Leiblichkeit*, der *Natur*, sei "das Andere" par excellence, gegen das sich der Mann als Subjekt, als das "Absolute und Wesentliche", der Träger von *Intellektualität*, *Geistigkeit* und *Kultur* definierte. Diese Asymmetrie der Geschlechter zu überwinden ist eine zentrale kulturelle Aufgabe und stellte sich ihr selbst in ihrem Ringen mit Sartre⁴², einem Exponenten der von ihr beschriebenen männlichen Intellektualität. Die Aufgabe kann nur – darin stimmte dieses über lange Jahre kongeniale Paar überein – als eine Leistung *beider Geschlechter* gelingen, sonst bleibt der visionäre Schluss von Beauvoirs Buch Utopie: "Erst wenn die Versklavung der einen Hälfte der Menschheit ... abgeschafft ist ... wird das von zwei Menschen gebildete Paar seine wahre Gestalt finden" (de Beauvoir 1949/1968).

Simone de Beauvoir, eine Ikone der 68er Bewegung, die ich selbst während meiner Pariser Studienjahre bei Demonstrationen und Diskussionen verschiedentlich erleben konnte⁴³, hatte bekanntlich durchaus die Bedeutung der biologische Geschlechterdifferenz für die Erklärung der Mann-Frau-Hierarchie gesehen, die sie in fast allen Gesellschaften fand. Sie war aber nicht bereit, die "Biologie als Schicksal" anzusehen, das Frauen zum "Ewigweiblichen" als einer naturegegebenen Eigenschaft verurteilt. Für sie ist Weiblichkeit – und darin liegt die immense Bedeutung ihres Denkens – das Resultat von kulturellen Interpretationen und gesellschaftlichen Determinierungen. Ihr berühmter Aphorismus "Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es!" ist Herausforderung und Programm für Frauen (und Männer), die an der männlichen Geschlechterhegemonie – Olympe de Gouges sprach von Despotismus – etwas ändern wollen. Die von ihr angestoßenen Fragestellungen bestimmen in der Folge die gendertheoretischen Debatten und die feministische Diskussion nachhaltig.

Es ist hier natürlich nicht möglich, den *feministischen Diskurs* und seine *WEGE* im Einzelnen zu verfolgen, ein *Diskurs* in dem sich immer wieder – und das spricht für seine Innovationskraft – "Kurskorrekturen"⁴⁴ ergeben und sich die Frage stellt: "Feminismus – *quo vadis?*", um einen Titel von H.K. Herold aufzunehmen. Es sei hier nur im Kontext meines Themas die schon angesprochene Patriarchatsdiskussion gestreift.

⁴¹ Vgl. Blanc 1989, Doorman 1993

⁴² Vgl. van Rossum 1998; Zehl-Romero 1998; Evans 1999.

⁴³ Ihr Buch "Ein sanfter Tod", das sie anlässlich des qualvollen Krebsstodes ihrer Mutter [1963, das Jahr in dem ich nach Paris kam] schrieb, hatte mich sehr beeindruckt, zumal ich damals durch meine Praktikumsarbeit im russischen Altersheim in Villemoissons-sur-Orge mit Altern und Sterben unmittelbar in Kontakt war (Petzold 1965, 1985t). Später hatte dann ihr Werk «La vieillesse» (de Beauvoir 1970) meine gerontologischen Arbeiten (Petzold 1965, 1979k, 1985a) a, 2005a) in Praxis und Forschung sehr angeregt. Beauvoirs Werk muss unbedingt kontextualisiert in ihrer Beziehung zu Sartre und zu den intellektuellen Auseinandersetzungen ihrer Zeit betrachtet werden (vgl. Rauschenbach 2001; Blair 1999).

⁴⁴ Vgl. Knapp 1998

Seit den 1970er-Jahren wird "Patriarchat" von der internationalen Feminismuskonzeption und in der feministischen Wissenschaft und frauen- und mädchenpädagogischen Praxis⁴⁵ als *politischer Begriff* ausgearbeitet und eingesetzt. Die grundlegenden Arbeiten von S. Firestone, M. Janssen-Jurreit, J. Mitchell, G. Joseph u. a. haben die ökonomischen Entwicklungen, ethnischen Benachteiligungen (Gloria Joseph) und die wachsende männliche Kontrolle der weiblichen Sexualität analysiert. Dabei spielt das Moment der Stigmatisierung m. E. eine große Rolle. Es ist vielfach ein subtiles Stigma, in einer männerhegemonialen Gesellschaft "Frau" zu sein, die oft genug zu einer Selbststigmatisierung von Frauen führt: "Ich bin ja nur eine Frau!". Das ist *mental eingestuftes Patriarchat*. Die Stigmatisierungen (und damit verbunden oft auch die Selbststigmatisierungen) haben die Tendenz, komplex zu werden: "Frau, alt, Unterschicht" oder "Frau, schwarz, arbeitslos" oder "Frau, Emanze, Lesbe" – **akkumulative Stigmatisierungen**. Die Zusammenhänge von Männerherrschaft und Kapital/Kapitalismus, und damit von Ressourcen und Schicht, sozialen Benachteiligungen müssen immer neben die Fragen nach psychogenetischen und biologischen/evolutionären Einflussfaktoren gestellt werden sowie neben die Fragen nach soziodemographischen und technologischen Entwicklungen – etwa in den Arbeiten von Donna Haraway⁴⁶, berühmt ihr "Manifesto for Cyborgs", oder mit Blick auf Reproduktionstechnologien. Dolly, das geklonte Schaf, verweist auf die Möglichkeit, die Vermehrung identischer transgener Tiere⁴⁷ zu vereinfachen und zu verbilligen, und es verweist auf monströseres Der neuerliche Skandal in der koreanischen Genforschung, wo der hochrangige Forscher Woo-Suk Hwang eingestehen musste, "Eizellspenden von seinen Mitarbeiterinnen angenommen zu haben"⁴⁸, macht deutlich, wohin sich *WEGE* der Genforschung entwickeln können. Eine weitgreifende Analyse *repressiver*, "patriarchaler" Strukturen – ich spreche lieber von *Männermacht* oder *männlicher Genderhegemonie* – sind für die aktuellen Diskussionen höchst interessant, wenn sie die gesamtgesellschaftlichen Kontexte und vor allen Dingen Entwicklungen im Blick behalten (etwa das Auswandern deutscher Stammzellen- und Genforscher⁴⁹ und die Verlagerung ethisch prekärer Forschung in Länder, deren Bestimmungen kaum Restriktionen bieten). Zu den in diesem Zusammenhang zu bearbeitenden Fragen gehören auch die nach der *intellektuellen Repression* von Frauen durch das "Patriarchat" und die Folgen solcher Repression. Also solche Folgen werden die Behinderung/Verhinderung intellektueller und künstlerischer Arbeit von Frauen angeprangert und eine derartige Argumentation kann viele gute und richtige Gründe für sich gelten machen. Aber beantwortet sie tatsächlich die Fragen nach dem weitgehenden Fehlen von wirklich "großen" Malerinnen und Komponistinnen in der Kulturgeschichte – denn malen oder musizieren durften Frauen zu allen Zeiten, zuweilen mussten sie es –, oder die Frage nach den weitgehend fehlenden bedeutenden Erfinderinnen in der Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen? Sie [zum Publikum, 95% Frauen, von denen einige zischen] können ruhig zischen, aber ich sage es dennoch: es gibt offenbar nach den evolutionspsychologischen und neurobiologischen Befunden Differenzen in der Struktur männlicher und weiblicher **Mentalisierung**⁵⁰ – ich rede hier nicht von Intelligenz, das möchte ich unterstreichen. Ich mache diese Aussage ohne Abwertung, denn ich kenne und schätze die geistige Arbeit von Frauen⁵¹, z. B. die der großen Naturphilosophin Margaret Cavendish⁵², Duchess of

⁴⁵ Wyss 1973; Giesecke 2001; Venth 2001.

⁴⁶ Vgl. aus Integrativer Perspektive Streb-Lieder 2004, weiterhin Gransee 1998.

⁴⁷ Ibelgaufts 1993; Schenkel 1995.

⁴⁸ Süddeutsche Zeitung 25. 11. 2005: "Das Ei-Geständnis des Klonforschers. Der Wirbel um die Zellspenden im Labor des Nationalhelden Hwang erschüttert Korea".

⁴⁹ Vgl. Spiewak 2005, Streb-Lieder 2004

⁵⁰ Bischof-Köhler 2000; Baron-Cohen 2003; Campbell 2002; Hurrelmann, Kolip 2002.

⁵¹ Ich bin schon als Kind mit weiblicher Intellektualität durch die geisteswissenschaftliche, künstlerische und sozialpolitische Arbeit meiner Mutter intensiv in Kontakt gekommen: durch ihre Erzählungen von den Gestalten ihrer historischen Novellen, durch ihre Poesie sowie durch ihr praktisches Engagement zusammen mit meinem Vater in der Friedensarbeit (vgl. Petzold-Heinz 1952, 1976, 1985a; Petzold-Heinz, Petzold 1985). Ich schulde ihr für ihre Zusammenarbeit und ihre praktische Unterstützung meiner wissenschaftlichen Arbeit (durch

Newcastle [1623-1673] mit ihren scharfsichtigen gesellschaftlichen Analysen zur Benachteiligung der Frauen – mich begeisterten ihre "Poems and Fancies" [1653]. Und sie ist nur ein Beispiel für große Denkerinnen und Künstlerinnen, über die Rullman eine gute Monographie und Anderson und Zinsser ihre grundlegende Übersicht vorgelegt haben⁵³. Natürlich gibt es solche Protagonistinnen im Spektrum der Gaußschen Verteilung von Sappho bis Hrotsvith und bis Aurore Dupin (George Sand) oder Adeline Virginia Woolf, von der Marguerite de Porète, die sich gegen die Männerbastion Kirche auflehnte, bis zur Marguerite Yourcenar⁵⁴, der ersten Frau, die 1980 Mitglied der 1635 gegründeten Académie Française, einer Männerbastion für Kultur und Wissenschaft, werden konnte. – Und was wären wir im politischen Denken der Integrativen Therapie ohne die Arbeiten von Hannah Arendt, Simone de Beauvoir und Judith Nisse Sklar?⁵⁵

Dennoch ist die Frage nach dem "Output" innovativen Denkens und Forschens – eine durchaus männliche Frage, das kann frau/man so sehen⁵⁶ – im Blick über die Jahrtausende und über die Dokumente menschlichen Sinnens und Forschens zu stellen, und hier möchte ich betonen: meiner Meinung nach lohnt es sich, über Ursachen und Hintergründe dieser für die Zeiten vor dem 20. Jahrhundert sehr markanten Differenz zwischen dem "Output" von Männern und Frauen in sehr breiter und neuer Weise nachzudenken, und darüber, ob die Kausalität nur in oder überwiegend "patriarchalischer" Unterdrückung liegt.

Gegen eine solche Position stellen sich heute die "neuen" Fakten der Biologie, Neurowissenschaften, Evolutionspsychologie, wie die heute viel diskutierte Bücher von Buss, Baron-Cohen oder der Säuglingsforscherin und Genderpsychologin Doris Bischof-Köhler. Diese Erkenntnisse sind ernst zu nehmen, denn sie zeigen, dass noch vielfältige andere, wesentliche Faktoren ins Spiel kommen als Sozialisations- und Enkulturationseinflüsse, die die Unterschiedenheit der "Natur" von Männern bestimmen. Die Tendenz zur Polarisierung liegt in diesen Themen und den Debatten, die sie auslösen – zwischen den Disziplinen und natürlich zwischen Männern und Frauen. Wenn sich solche Polarisierungen zu Antagonismen auswachsen werden sie unfruchtbar.

Ich habe in diesem Vortrag, weil monokausale Modelle sind in diesen komplexen Fragestellungen ohnehin obsolet sind, den verschiedenen von der Biologie bestimmten Thesen zwei weitere hinzugefügt -:

die der "**männlichen Salienz**", der *herausragenden* Positionierung von Männern, und die der großraumorientierten, **männlichen "offensiv-proaktiven Mentalisierung"**.

In diesen Thesen verbinden sich kulturalistische und biologische Modellvorstellungen. Männer hatten durch den geschlechtsdimorphen Vorteil an Körperkraft die Möglichkeit, hochwertige Beute (aus Aasfunden und Jagd), die das Leben der gesamten Gruppe sicherte, heimzubringen und erlebten damit in ganz anderer Weise **Saliensituationen** als Frauen – die erfolgreichen Jäger waren die wichtigsten, herausragenden Personen des Stammes und wurden durch dieses Erleben zu immer weiterem **Saliensstreben** motiviert. In den über 82 000 Generationen von Hominiden waren die Männer in ihren Aktivitäten und Aktionsbereichen – das sei nochmals betont – auf den *ökologischen Fernraum* bzw. auf Großräume orientiert (Habitate, Reviere, Gebiete, über die man gebietet) sowie auf *soziale Fernräume* im friedlichen Kontakt oder in der feindseligen Auseinandersetzung mit anderen Gruppen. "An der Spitze" schreitend, waren sie als "erste zur Stelle" bei Aasfunden oder im Wildkontakt und an "vorderster Front" ziehend und streitend, sind Männer von ihrer *außengerichteten, offensiven lokomotorischen Bewegtheit* auch in ihren **Mentalisierungen** zu *offensiv-proaktiven* Stilen der Gedankenbewegungen und des Fühlens und Wollens – im Planen und Vorwärtsdenken für Jagd und Kampf, im Wünschen und Begehren, im

Recherchen, Korrektur, Diskussion) nicht bemeßbaren Dank. Ein gleiches gilt für meine kongenialen Mitdenkerinnen und Mitautorinnen vieler Arbeiten über Jahrzehnte – Ilse Orth und Johanna Sieper.

⁵² Cavendish 2001; Cottagnies, Weitz 2004

⁵³ Vgl. Rullmann 1998; Anderson, Zinsser 1992, Angermayer et al. 1982; vgl. weiterhin Ennen 1994 und Duby, Perrot 1993-1995

⁵⁴ Vgl. Zu den Genannten: Barry 1977; Dronke 1985, Giebel 2002; Horn 1985, Jacquemin 1985

⁵⁵ Petzold 2004b, Petzold, Regner 2005, Young-Bruehl 1991; Haessig, Petzold 2005

⁵⁶ Schiebinger (2000): Brück, Kahlert 1997; Joeres, Laslett 1996

Entscheiden und Erstreben – gekommen, offensiver als das habituelle Frauendenken und Frauenfühlen. Sie bekamen durch dieses **offensiv-maskuline Mentalisieren** weitere Chancen des Salienzerlebens und durch Erfolge bei Jagd, Kampf, Entdeckungen erhielten sie immer wieder neuen Ansporn zu weiteren *proaktiven* Handlungen (z. B. Raubzüge, Präventivangriffe, also weg von *reaktiven* Defensivstrategien), zu noch wagemutigeren Aktionen und noch weitgreifende Mentalisierungen, die **mentale Salienz** einbrachten: die Gruppe wurde durch die mutigen, durchaus auch expansiven, entgrenzenden, *bellizistischen* "großen Ideen" beeindruckt. Damit haben sich faktische, soziale und *mentale Salienz* wechselseitig verstärkt und die Prozesse *offensiver Mentalisierung* wurden vorangetrieben, was sich über die hundertausende von Jahren auch auf der neurobiologischen Ebene niederschlug. Dadurch dass *alle* Gruppenmitglieder – Frauen und Kinder/Buben/Mädchen – dieses Geschehen als Gruppenereignisse miterlebten und durch identifikatorische Akte, Spiegelneuronenaktivitäten mitvollziehen konnten, waren solche Salienz und Offensivität niemandem "fremd", wurden die gedanklichen Möglichkeiten auch von Frauen und Kindern in diese Richtungen offen gehalten: Die Mädchen und Frauen hielten nach solchen Heroen Ausschau, die Jungen träumten davon, es ihnen einst nachzutun.

Hingegen zentrierten die alltagspraktischen, subsistierenden, versorgenden, kultivierenden Aktivitäten der Frauen im *ökologischen Nahraum* (am Lager- oder Siedlungsplatz, an Sammelstellen für Kräuter, Gräser, Beeren etc.) und im *sozialen Binnenraum* der Gruppe, der als ein Raum der **Konvivialität**⁵⁷ betrachtet werden kann: Jedes Gruppenmitglied war in diesem sozialen Nahraum willkommen und hatte dort als seinen Ort der Sicherheit und Fürsorge, wenn er dieser bedurfte. Frauen gewährleisteten diesen **Konvivialitätsraum**, wo in den frühen Sozialitäten sozial-kommunikative, pflegende, sorgende Aufgaben im Vordergrund standen: Kinderaufzucht und Erziehung, Wissensweitergabe, Hauswirtschaft (Nahrung, Kleidung, Schmuck), Heilkunst und Pflege, handwerkliche Fertigkeiten, Feste und Feiern, affiliale Aktivitäten und Gastlichkeit im **Kontakt** mit anderen Menschen aus anderen Gruppen. Kontakt ist durch *Berührung und Grenzerfahrung zugleich* gekennzeichnet. Weibliche Kontaktgestaltung zentriert dabei vorwiegend auf **Angrenzung**, das Herstellen von Affiliation⁵⁸, d. h. von Nahraumverhältnissen für konviviale Gruppen. Intime Kommunikation⁵⁹, wie sie für Säuglingspflege, das Trösten von Kindern, die Pflege von Kranken und die Stütze von Alten sowie insgesamt in liebevollen Beziehungen kennzeichnend ist, erfordert polyadische, **zwischenleibliche Angrenzung**, Berührungsdialoge und -polyloge⁶⁰ – die Familie am Feuer zusammengekuschelt. Die Beruhigung von angstgeschüttelten und die Linderung bei schmerzgequälten Menschen verlangt den *dialogue tonique* – und wenn mehrere Kinder zu trösten sind, den *Polylog* auf der Ebene des Tonus⁶¹, die tröstende Berührung. Angrenzung erlaubt auch die wechselseitige Identifizierung und das Entstehen von Identität, das in dieser Weise schon bei sehr frühen Kulturen anzunehmen ist, wie ich in meiner Identitätstheorie ausgeführt habe⁶². Das männliche Paradigma der Beziehungsgestaltung und Identitätskonstitution läuft

⁵⁷ **Konvivialität** ist ein zentraler Theoriebegriff der Integrativen Therapie (Orth 2002; Petzold 2000h). Der Term leitet sich ab von lat. Convivus, Haus- und Tischgenosse. Duden – Fremdwörterbuch, 7. Aufl. 2001): "Kon|vi|ve der; -n, -n <lat.>: (veraltet) Gast, Tischgenosse; kon|vi|vi|al: (veraltet) gesellig, heiter; Kon|vi|vi|a|li|tät die; -: (veraltet) Geselligkeit, Fröhlichkeit." In unserer Theorie bedeutet er folgendes: »**Konvivialität** ist ein Term zur Kennzeichnung eines "sozialen Klimas" wechselseitiger Zugewandtheit, Hilfeleistung und Loyalität, eines verbindlichen Engagements und Commitments für das Wohlergehen des Anderen, durch das sich alle 'Bewohner', 'Gäste' oder 'Anrainer' eines "Konvivialitätsraumes" sicher und zuverlässig unterstützt fühlen können, weil *Affiliationen*, d.h. soziale Beziehungen oder Bindungen mit Nahraumcharakter und eine gemeinsame "social world" mit geteilten "sozialen Repräsentationen" entstanden sind, die ein "exchange learning/exchange helping" ermöglichen. **Konvivialität** ist die Grundlage guter 'naturwüchsiger Sozialbeziehungen', wie man sie in Freundeskreisen, Nachbarschaft, 'fundierter Kollegialität', Selbsthilfegruppen findet, aber auch in 'professionellen Sozialbeziehungen', wie sie in Therapie, Beratung, Begleitung, Betreuung entstehen können.« (Petzold 1988t).

⁵⁸ Petzold, Müller 2005

⁵⁹ Petzold, van Beek, van der Hoek 1994

⁶⁰ *Polylog*, weil sehr oft ja mehrere Kinder/Personen zusammen sind und Berührungskontakt haben.

⁶¹ Ajuariaguerra 1962, 1970, Petzold, van Beek, van der Hoek 1994, Petzold 2004h

⁶² Petzold 2001p

hingehen oft über konkurrenzierende **Abgrenzung** und zuweilen auch über **Ausgrenzung** bis hin zu aggressivem und gewalttätigem Verhalten.

Wir haben aus dem Bereich der Biologie vielfältige Materialien, die in diese aufgezeigte Richtung deuten und vertiefend ausgearbeitet müssen. Beispielhaft will ich kurz auf die verschiedenen Formen der Aggression von Männern und Frauen verweisen, die auch Licht auf die voranstehend angesprochenen Unterschiede in den Mentalisierungsprozessen werfen.. Männer und Frauen sind deutlich *unterschiedlich* aggressiv. Es gilt für viele der Prädatoren im Tierreich, dass die *paternale* und die *maternale* Schutzaggression sich unterscheiden. Die Mütter verteidigen ihre Jungen "reaktiv" gegen Angreifer unmittelbar vor der Brut. Das hat seinen Sinn. Wenn z. B. die Löwin ihre Jungen vor einem fremden Löwen verteidigt, der ins Revier eingedrungen ist, dann bleibt sie unmittelbar vor ihren Jungen, weil die Hyäne schon im Hintergrund lauert und sich sagt: Na, wenn die Löwin sich ein bisschen entfernt, dann hab ich dieses Junge. – Viele weibliche Tiere verteidigen ihre Kinder unmittelbar im *Nahraum* zu ihren Kindern – so das Muster *maternaler Schutzaggression* –, damit nicht ein anderer Prädator kommt und dann die Jungen raubt, reißt, schlägt. Die Männchen hingegen – in *paternaler Schutzaggression* – fangen den Eindringling "proaktiv" an der Reviergrenze ab, verteidigen im *Fernraum* an der Grenze, verfolgen den Angreifer über die Grenze hinaus, führen auch Präventivangriffe – in der Logik des Überlebens eine höchst sinnvolle Differenzierung der Aggressionsmuster. Die männliche Vorwärtsstrategie führt gegebenenfalls zu Präventivkriegen – das hat *Jean Goodall* in ihren Beobachtungen über Schimpansenkriege herausgefunden. Das Verfolgen des Aggressors in sein eigenes Territorium ist eine offensive Art und Weise vorwärts zu gehen. All diese aggressiven Bewegungsvorgänge weisen nach vorne: ich gehe an die Grenze des Territoriums, über sie hinaus, überschreite eine andere Grenze, dringe in das andere Territorium ein; oder: ich laufe voraus, als Kundschafter und Späher; oder: ich ziehe an der Spitze einer Gruppe von validen, kräftigen Männchen los und Räume den Weg frei. All diese Aktivitäten wurden in ihrem Vollzug, "in der **Performanz**" mentalisiert. Mentalisieren heißt, dass sich Bewegungs- bzw. Handlungsabläufe auch in mentalen Strategien abbilden. Diese realen und mentalen Bewegungsvorgänge "mit Vorwärtsorientierung" sind, wie gesagt, evolutionsbiologisch äußerst sinnvoll, da es ein Selektions- bzw. Überlebensvorteil ist, wenn man so offensiv sein kann.

Wenn wir jetzt auf die Frauen schauen, so sind sie, wie schon erwähnt, im kleinräumigen Bereich, im Nahraum aktiv. Die Verhaltensbiologen, die Soziobiologen, die Evolutionspsychologen (seit ungefähr zehn Jahren ist Evolutionspsychologie eine sehr lebendige, aufstrebende Wissenschaft geworden) haben in vielen Experimenten nachgewiesen, dass sich die meisten Frauen im Nahraum wesentlich besser orientieren können als Männer. Sie kennen das vielleicht, dass Ihr Mann zu Ihnen sagt: "Hör mal Karin, ich finde mein Schlüsselbund nicht mehr. Kannst du nicht mal einen Blick werfen?" und klack ist der Schlüsselbund gefunden. Die weiträumige Orientierung findet sich hingegen stärker bei Männern, wie gesagt, immer im Regelfall, denn es gibt genügend Beispiele, die zeigen, dass bei beiden Gender auch die jeweils anderen Potentiale zu finden sind. Wenn man solche Aussagen macht, muss man sich darüber immer klar sein: wir reden über statistische Mittelmengen. Wir haben natürlich Männer, die im Kleinraum super findig sind. Sonst gäbe es keine Uhrmacher. Wir finden Frauen, die weiträumig strategisch denken können, sonst gäbe es keine Unternehmerinnen. Wir haben Feldherrn als Männerdomäne und keine Feldherrinnen – sieht man von Penthesilea ab. Das hat natürlich eine Geschichte, warum die offensiven Männer auch offensiv im Krieg sind. Aber sie sind, wie ich aufgezeigt habe, auch offensiv im Erfindungsgeist, im Erfinden von weiträumig wirkenden Strategien, z. B. Waffensystemen etc., offensiv im Planen von Entdeckungsreisen und Expeditionen, im Durchführen gefährlicher Experimente usw..

Bei einem großen Teil des kleinräumigen Lebenswissens – darauf weisen paläoanthropologische Befunde hin – waren die Frauen Wissens- und Kulturträgerinnen (und das konnte durchaus die Waffenherstellung einbeziehen). Die höhere Lebenserwartung von Frauen – schon in der Steinzeit wurden sie um zehn, zwölf Jahre älter als Männer, und das hat auch bestimmte genetische Hintergründe – führte zu Wissensvorsprung. Männern waren mit Jagd, Krieg, Entdeckungen beschäftigt, sind in ihrer Natur risikobereiter und

imponierorientiert-rivalisierend angelegt und deshalb weniger darauf gerichtet, Mühe und Geduld verlangende und wenig Prestige bringende Künste im Kleinbereich zu entwickeln – etwa in der Heilkunde, im Nahrungswissen, in der Gebrauchsgüterherstellung. Erst wenn es Sozialprestige brachte, etwa ein berühmter Arzt zu sein, wurden solche Aktivitäten interessant. Auch heute noch finden wir zwischen den Geschlechtern einen ähnlichen Altersunterschied, und da stellt sich die Frage, warum aus diesem Faktum des höheren Lebensalters für Frauen kein Wissenskapital mehr zu schlagen ist? Die immens gestiegene Lebenserwartung von Frauen (und Männern) bis zu einer invaliditäts- und demenzgefährdeten Seneszenz ist hier nur eine Antwort. Andere Antworten liegen in faktischen Benachteiligungen von Frauen bzw. der längeren Privilegienwahrung der älter werdenden Männer oder in der Kurzlebigkeit von Wissensständen in einer akzelerierten Spätmoderne.

Das heißt nun nicht, dass das Erfahrungswissen von alten Frauen heute nicht mehr gegeben und bedeutsam ist. Es ist als Lebenswissen im zwischenmenschlichen und im kommunikativen Bereich durchaus vorhanden, nur wird offenbar der Wert solchen Wissens in den leistungsorientierten, profitmaximierenden, technologie- und wissenschaftszentrierten Prosperitätsgesellschaften nicht sehr hoch geschätzt.

Frauen- und Großmütterwissen hat weit zurückreichende Traditionen und es darf keineswegs nur mit dem Phänomen der weiblichen Langlebigkeit verbunden werden. Das wäre zu einseitig und ist nur ein Faktor, zumal wir diese Phänomene weiblicher Langlebigkeit auch im Tierreich haben, z. B. bei den Elefanten, wo die Kühe wesentlich älter werden als die Bullen und zwar nicht nur, weil die Männchen häufiger verunfallen, sondern sie werden prinzipiell älter. Diese Matronen wissen alles über Wasserstellen, Nahrungsquellen und über andere Gruppen und dort sogar über einzelne Individuen, bis zu hundert, meinen die Forscher. Ähnliches finden wir bei den Orca-Delphinen (den sogenannten Schwert- bzw. Killerwalen), wo die Weibchen mit etwa 45 Jahren in die Menopause eintreten, aber – obwohl sie sich nicht mehr reproduzieren können – noch ca. vierzig Jahre leben, ganz im Unterschied zu den Orca-Bullen. *Evolutionsbiologisch* gesehen wären diese Matronen eigentlich nicht mehr notwendig. Sie sind aber dennoch da, und die sich hier *evolutionsökonomisch* stellende Frage nach ihrer Funktion für die Sicherung von Selektionsvorteilen kann wie folgt beantwortet werden: Weil sie das überlebenssichernde "kulturelle" Wissen ihrer Gruppe weitergeben. Offenbar sind die weiblichen Tiere solcher hochentwickelten Spezies "soziabler", weniger aggressiv als die miteinander konkurrierenden und für Außenverteidigung zuständigen Bullen. Neben der Langlebigkeit sind es also *spezifische Eigenschaften* weiblicher Tiere, durch die sie für ihre jeweilige Gesellschaft eine besondere Nützlichkeit haben. Bei den Primatenfrauen und in Sonderheit bei den Menschenfrauen sind deshalb die Fragen nach spezifischen Eigenschaften zu stellen, durch die sie für ihre Spezies besondere Selektionsvorteile bieten, und auch hier liegen die Antworten in der hohen Kompetenz von Frauen bei Nahraumqualitäten, etwa im sozialen und kommunikativen Bereich, in ihren differenzierten Möglichkeiten der Versprachlichung von zwischenmenschlichen Prozessen, d. h. von Themen des sozialen Miteinanders, in ihrer affiativen und konvivialen Kompetenz, ein Wissen, das über die Lebensspanne wächst und bei älteren Frauen eine hohe Prägung gewinnt. Weil beim Menschen überdies die Phase der Abhängigkeit der Kinder und Jugendlichen von ihren Eltern recht lang ist, können deshalb Großmütter mit ihren hohen sozialen, sprachlichen und pflegerischen Kompetenzen den jungen Eltern eine wesentliche Hilfe sein, die Kinder großzuziehen, denn bis diese reproduktionsfähig sind und die *Großelterngene* weitergeben können – die Enkel tragen 25 Prozent der Gene ihrer Großmutter – vergehen ja ca. 20 Jahre.

Die unterschiedlichen männlichen und weiblichen **Genderdifferenz als kulturelles Gestaltungsfeld und Aufgabe von Kulturarbeit**

Die durchaus vorhandenen biologischen Differenzen sollten also bewusster und gezielter Gegenstand von "Kulturarbeit" werden und die sollte und kann nicht zu einer Nivellierung von Differenzen führen.

Wir haben aus dem Bereich der Biologie vielfältige Materialien, die in diese aufgezeigte Richtung deuten und vertiefend ausgearbeitet müssen. Beispielhaft will ich auf die

verschiedenen Formen der Aggression von Männern und Frauen verweisen, die auch Licht auf die voranstehend angesprochen Unterschiede in den Mentalisierungsprozessen werfen.. Männer und Frauen sind deutlich *unterschiedlich* aggressiv. Es gilt für viele der Prädatoren im Tierreich, dass die *paternale* und die *maternale* Schutzaggression sich unterscheiden. Die Mütter verteidigen ihre Jungen "reaktiv" gegen Angreifer unmittelbar vor der Brut. Das hat seinen Sinn. Wenn z. B. die Löwin ihre Jungen vor einem fremden Löwen verteidigt, der ins Revier eingedrungen ist, dann bleibt sie unmittelbar vor ihren Jungen, weil die Hyäne schon im Hintergrund lauert und sich sagt: Na, wenn die Löwin sich ein bisschen entfernt, dann hab ich dieses Junge. – Viele weibliche Tiere verteidigen ihre Kinder unmittelbar im *Nahraum* zu ihren Kindern – so das Muster *maternaler Schutzaggression* –, damit nicht ein anderer Prädatör kommt und dann die Jungen raubt, reißt, schlägt. Die Männchen hingegen – in *paternaler Schutzaggression* – fangen den Eindringling "proaktiv" an der Reviergrenze ab, verteidigen im *Fernraum* an der Grenze, verfolgen den Angreifer über die Grenze hinaus, führen auch Präventivangriffe – in der Logik des Überlebens eine höchst sinnvolle Differenzierung der Aggressionsmuster. Die männliche Vorwärtsstrategie führt gegebenenfalls zu Präventivkriegen – das hat *Jean Goodall* in ihren Beobachtungen über Schimpansenkriege herausgefunden. Das Verfolgen des Aggressors in sein eigenes Territorium ist eine offensive Art und Weise vorwärts zu gehen. All diese aggressiven Bewegungsvorgänge weisen nach vorne: ich gehe an die Grenze des Territoriums, über sie hinaus, überschreite eine andere Grenze, dringe in das andere Territorium ein; oder: ich laufe voraus, als Kundschafter und Späher; oder: ich ziehe an der Spitze einer Gruppe von validen, kräftigen Männchen los und Räume den Weg frei. All diese Aktivitäten wurden in ihrem Vollzug, "in der **Performanz**" mentalisiert. Mentalisieren heißt, dass sich Bewegungs- bzw. Handlungsabläufe auch in mentalen Strategien abbilden. Diese realen und mentalen Bewegungsvorgänge "mit Vorwärtsorientierung" sind, wie gesagt, evolutionsbiologisch äußerst sinnvoll, da es ein Selektions- bzw. Überlebensvorteil ist, wenn man so offensiv sein kann.

Wenn wir jetzt auf die Frauen schauen, so sind sie, wie schon erwähnt, im kleinräumigen Bereich, im Nahraum aktiv. Die Verhaltensbiologen, die Soziobiologen, die Evolutionspsychologen (seit ungefähr zehn Jahren ist Evolutionspsychologie eine sehr lebendige, aufstrebende Wissenschaft geworden) haben in vielen Experimenten nachgewiesen, dass sich die meisten Frauen im Nahraum wesentlich besser orientieren können als Männer. Sie kennen das vielleicht, dass Ihr Mann zu Ihnen sagt: "Hör mal Karin, ich finde mein Schlüsselbund nicht mehr. Kannst du nicht mal einen Blick werfen?" und klack ist der Schlüsselbund gefunden. Die weiträumige Orientierung findet sich hingegen stärker bei Männern, wie gesagt, immer im Regelfall, denn es gibt genügend Beispiele, die zeigen, dass bei beiden Gender auch die jeweils anderen Potentiale zu finden sind. Wenn man solche Aussagen macht, muss man sich darüber immer klar sein: wir reden über statistische Mittelmengen. Wir haben natürlich Männer, die im Kleinraum super findig sind. Sonst gäbe es keine Uhrmacher. Wir finden Frauen, die weiträumig strategisch denken können, sonst gäbe es keine Unternehmerinnen. Wir haben Feldherrn als Männerdomäne und keine Feldherrinnen – sieht man von Penthesilea ab. Das hat natürlich eine Geschichte, warum die offensiven Männer auch offensiv im Krieg sind. Aber sie sind, wie ich aufgezeigt habe, auch offensiv im Erfindungsgeist, im Erfinden von weiträumig wirkenden Strategien, z. B. Waffensystemen etc., offensiv im Planen von Entdeckungsreisen und Expeditionen, im Durchführen gefährlicher Experimente usw..

Bei einem großen Teil des kleinräumigen Lebenswissens – darauf weisen paläoanthropologische Befunde hin – waren die Frauen Wissens- und Kulturträgerinnen (und das konnte durchaus die Waffenherstellung einbeziehen). Die höhere Lebenserwartung von Frauen – schon in der Steinzeit wurden sie um zehn, zwölf Jahre älter als Männer, und das hat auch bestimmte genetische Hintergründe – führte zu Wissensvorsprung. Männern waren mit Jagd, Krieg, Entdeckungen beschäftigt, sind in ihrer Natur risikobereiter und imponierorientiert-rivalisierend angelegt und deshalb weniger darauf gerichtet, Mühe und Geduld verlangende und wenig Prestige bringende Künste im Kleinbereich zu entwickeln – etwa in der Heilkunde, im Nahrungswissen, in der Gebrauchsgüterherstellung. Erst wenn es Sozialprestige brachte, etwa ein berühmter Arzt zu sein, wurden solche Aktivitäten

interessant. Auch heute noch finden wir zwischen den Geschlechtern einen ähnlichen Altersunterschied, und da stellt sich die Frage, warum aus diesem Faktum des höheren Lebensalters für Frauen kein Wissenskapital mehr zu schlagen ist? Die immens gestiegene Lebenserwartung von Frauen (und Männern) bis zu einer invaliditäts- und demenzgefährdeten Seneszenz ist hier nur eine Antwort. Andere Antworten liegen in faktischen Benachteiligungen von Frauen bzw. der längeren Privilegienwahrung der älter werdenden Männer oder in der Kurzlebigkeit von Wissensständen in einer akzelerierten Spätmoderne.

Das heißt nun nicht, dass das Erfahrungswissen von alten Frauen heute nicht mehr gegeben und bedeutsam ist. Es ist als Lebenswissen im zwischenmenschlichen und im kommunikativen Bereich durchaus vorhanden, nur wird offenbar der Wert solchen Wissens in den leistungsorientierten, profitmaximierenden, technologie- und wissenschaftszentrierten Prosperitätsgesellschaften nicht sehr hoch geschätzt.

Frauen- und Großmütterwissen hat weit zurückreichende Traditionen und es darf keineswegs nur mit dem Phänomen der weiblichen Langlebigkeit verbunden werden. Das wäre zu einseitig und ist nur ein Faktor, zumal wir diese Phänomene weiblicher Langlebigkeit auch im Tierreich haben, z. B. bei den Elefanten, wo die Kühe wesentlich älter werden als die Bullen und zwar nicht nur, weil die Männchen häufiger verunfallen, sondern sie werden prinzipiell älter. Diese Matronen wissen alles über Wasserstellen, Nahrungsquellen und über andere Gruppen und dort sogar über einzelne Individuen, bis zu hundert, meinen die Forscher. Ähnliches finden wir bei den Orca-Delphinen (den sogenannten Schwert- bzw. Killerwalen), wo die Weibchen mit etwa 45 Jahren in die Menopause eintreten, aber – obwohl sie sich nicht mehr reproduzieren können – noch ca. vierzig Jahre leben, ganz im Unterschied zu den Orca-Bullen. Evolutionsbiologisch gesehen wären diese Matronen eigentlich nicht mehr notwendig. Sie sind aber dennoch da, und die sich hier evolutionsökonomisch stellende Frage nach ihrer Funktion für die Sicherung von Selektionsvorteilen kann wie folgt beantwortet werden: Weil sie das überlebenssichernde "kulturelle" Wissen ihrer Gruppe weitergeben. Offenbar sind die weiblichen Tiere solcher hochentwickelten Spezies "soziabler", weniger aggressiv als die miteinander konkurrierenden und für Außenverteidigung zuständigen Bullen. Neben der Langlebigkeit sind es also *spezifische Eigenschaften* weiblicher Tiere, durch die sie für ihre jeweilige Gesellschaft eine besondere Nützlichkeit haben. Bei den Primatenfrauen und in Sonderheit bei den Menschenfrauen sind deshalb die Fragen nach spezifischen Eigenschaften zu stellen, durch die sie für ihre Spezies besondere Selektionsvorteile bieten, und auch hier liegen die Antworten in der hohen Kompetenz von Frauen bei Nahraumqualitäten, etwa im sozialen und kommunikativen Bereich, in ihren differenzierten Möglichkeiten der Versprachlichung von zwischenmenschlichen Prozessen, d. h. von Themen des sozialen Miteinanders, in ihrer affiativen und konvivialen Kompetenz, ein Wissen, das über die Lebensspanne wächst und bei älteren Frauen eine hohe Prägnanz gewinnt. Weil beim Menschen überdies die Phase der Abhängigkeit der Kinder und Jugendlichen von ihren Eltern recht lang ist, können deshalb Großmütter mit ihren hohen sozialen, sprachlichen und pflegerischen Kompetenzen den jungen Eltern eine wesentliche Hilfe sein, die Kinder großzuziehen, denn bis diese reproduktionsfähig sind und die *Großeltern gene* weitergeben können – die Enkel tragen 25 Prozent der Gene ihrer Großmutter – vergehen ja ca. 20 Jahre.

Die geschlechtsdualen Verhaltensdispositive waren aus heutiger Perspektive für Frauen vielfach nachteilig (allerdings auch für Männer, die "zum Groben" verurteilt waren). Die damit ausgebildeten unterschiedlichen Kompetenzen können indes heute für unsere mundane Kulturarbeit, die wir in einer Weltbürgergesellschaft zu leisten haben, von Nutzen sein. Die Fähigkeit von Frauen zur Verhandlung, zu Ausgleich, zur Schlichtung können dazu beitragen, dass pluridirektionale Angrenzungsprozesse kultiviert werden können, um in Gruppierungen, Gesellschaften, zwischen Ethnien und Völkern starke Affiliationen aufzubauen und eine hohe Konvivialität zu erreichen.

Die weiblichen sozialen Nahraumerfahrungen und Interaktionen haben offenbar vorrangig zu Stilen des Denkens, Fühlens und Wollens geführt, die man vielleicht mit *innengerichteter*,

nahraumbezogener, sensibler Mentalisierung charakterisieren könnte. Sensibel⁶³ meint hier keineswegs "empfindlich" oder "passiv", sondern beschreibt aufnehmende, bewahrende, achtsame, feinfühlig Qualitäten, die für affiliales und protektives soziales Verhalten, die Pflege eines *konvivialen Klimas*⁶⁴, eine unverzichtbare Grundlage bieten –damals wie heute, kann man sagen. Diese Tendenzen zur Besonnenheit, Begrenzung, Zurückhaltung, der Förderung von Gemeinschaft und konvivialem Miteinander und diese eher *irenischen*, eingrenzenden "kleinen Ideen" brachten Frauen eine geringere **Salienz** und damit schwächere soziale Bedeutung ein, was keinesfalls besagen soll, dass es gar keine weibliche Salienz gab, wie leicht ersichtlich wird, wenn man die Themen Fruchtbarkeit, Schönheit, Status in den Blick nimmt. Was mentale Qualitäten anbetrifft, findet sich "**weibliche Salienz**" bei Frauen, die durch Besonnenheit, Sensibilität, Ausgewogenheit, Klugheit, Wissen, Weisheit beeindruckten, und die gab es zu allen Zeiten. Die Attribute "groß" und "klein" sind natürlich mit Wertungen und Bedeutungszuweisungen und damit "sozialer Wichtigkeit" verbunden, werden also von sozialen Kontexten bestimmt. In dem evolutionsbiologischen Kontext einer "wilden Welt" und einer ungebändigten Natur, in der es ums Überleben geht, um Nahrungssuche, Gebietssicherung, Entdeckung neuer Gebiete oder auch um ihre Eroberung, weist die "evolutionäre Logik" der offensiv-expansiven Orientierung der Männer eine höhere Bedeutung zu, als der sensibel-bewahrenden Orientierung der Frauen. In den kulturschöpferischen und zivilisatorischen Prozessen der Humangeschichte haben sich aber diese wilden Kontexte geändert, und das muss auch zu Neubewertungen führen, von dem, was sozial bedeutend, "groß" und was unbedeutend ist. Die Entwicklungen, die letztlich zu den verschiedenen Formen von Bürgergesellschaften führten (*A. Ferguson, A. Smith, G. W. F. Hegel, K. Marx*), hin zu modernen, demokratischen Zivilgesellschaften (*civic societies*)⁶⁵ mit ihren vielfältigen humanistischen, neohumanistisch-humanitären, liberalen, neoliberalen, sozialistischen, kommunitaristischen und sozialstaatlichen Orientierungen, haben auch zu anderen Einschätzungen von Frauen und ihrer gesellschaftlichen Bedeutung geführt, und diese Prozesse sind noch in vollem Gange und keineswegs einfach. Hier sind wir unterwegs! Derzeit scheinen sich kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklungen im Zeichen der Globalisierung der schon in der Antike – etwa bei *Demokrit, Seneca* oder *Marc Aurel* – angedachten Idee einer "Weltbürgergesellschaft" zu nähern, die *Kant*, dieser große Vor- und Neudenker, visionär ausgearbeitet hat⁶⁶. Wir sind, wie *Ilse Orth* und ich das einmal in einem Aufsatz, einer Hommage an *Kant*, formuliert haben, "*unterwegs zu uns selbst und zur Weltbürgergesellschaft*". Das zeigen die Entwicklungen im vergangenen 20. Jahrhundert, diesem "Zeitalter des Extreme", wie es *Eric Hobsbawm* treffend benannt hat, die sich insbesondere durch die großen internationalen, politischen, humanitären, kulturellen und ökonomischen Organisationen, die Menschenrechte, das Völkerrecht etc. allmählich konkretisieren – mit allen Mühen und Rückschlägen, die wir erleben mussten und müssen, aber auch mit einer langsamen, progredierenden Bewegung. Und deshalb kann man durchaus mit *Derrida* ausrufen: "*Cosmopolites de tous les pays, encore en effort!*" Natürlich wird es mehr als einen "effort" brauchen und die Mitarbeit aller – Männer und Frauen aller Länder. In diesen gigantischen Veränderungen von den Steinzeitkulturen bis zu den Formen pluralistischer Zivilgesellschaften haben sich die *Bedeutungszuweisungen* dessen, was als "klein" oder "groß" anzusehen ist, massiv gewandelt. Expansionsstrebende Kriegsherrn und Eroberer werden heute keineswegs mehr als "bedeutend und groß" angesehen. Eher kann das Gegenteil ausgesagt werden – aber Vorsicht, im Bereich des Wirtschaftsimperialis-

⁶³ **sen|si|bel** <Adj.; ...bler, -ste> [frz. sensible < lat. Sensibilis = der Empfindung fähig, zu: sentire, Sentenz]: **1.** von besonderer Feinfühligkeit; seelisch leicht beeinflussbar; empfindsam: ein sehr sensibler Mensch; ein sensibles Kind; sie ist, wirkt sehr s.; Ü die Instrumente reagieren sehr s. **2.** (Med.) empfindlich gegenüber Schmerzen u. Reizen von außen; schmerzempfindlich: sensible Nerven. **3.** besonders viel Sorgfalt, Umsicht, Fingerspitzengefühl o. Ä. erforderlich, heikel: ein äußerst sensibles Thema ansprechen. Duden - Deutsches Universalwörterbuch, 5. Aufl. Mannheim 2003 [CD-ROM].

⁶⁴ Auch der "therapeutische Raum" soll ein konvivialer Raum sein, und die therapeutische Beziehung eine konviviale Beziehung, wie es die "Grundregel" der Integrativen Therapie fordert (Orth 2002, Petzold 2000a).

⁶⁵ Klein 1994, Lauth 1997.

⁶⁶ Vgl. Höffe 1995, 2004, Petzold, Orth 2004b

sind die Männer mit offensivstrategischer Performanz immer noch höchst **„salient“** und natürlich auch in anderen Bereichen der transversalen Moderne, etwa in Politik und Wissenschaft. Aber ein Wandel ist spürbar. Die weiblichen, einstmals als **„klein“** apostrophierten Ideen haben Bedeutung und Beachtung gewonnen und gewinnen sie zunehmend, das zeigen Protagonistinnen solcher **Salienz** von *Susan Brownell, Berta Freifrau von Suttner*, bis *Betty Williams, Aung San Suu Kyi, Rigoberta Menchú Tum, Schirin Ebadi*. Heute sind neue Formen salienter Bedeutsamkeit gefragt und möglich, wie die Protagonistinnen der Menschen- und Bürgerrechtsbewegungen, des feministischen Diskurses in Politik, Kulturarbeit, Theologie zeigen. Und es werden neue **WEGE weiblich-offensiver Mentalisierung** möglich und notwendig. *Harriet Beecher Stowe* in ihrem Kampf gegen die Sklaverei, *Florence Nightingale* und *Agnes Caroline Pauline Karll* in ihrer Arbeit für eine moderne Krankenpflege und soziale Reformen, sind bekannte Frauen, die schon früh gänzlich neue Wege beschritten haben – durchaus *offensiv*. *Hannah Arendt, Simone de Beauvoir, Alice Schwarzer, Dorothee Sölle, Judith Nisse Skhlar, Seyla Benhabib, Luce Irigaray, Julia Kristeva, Judith Butler, Susan Sontag* – um nur einige zu nennen – sind Frauen, bei denen sich ein neuer Stil der Mentalisierung zeigt, der durchaus *offensiv* ist, und sich für Menschen, Menschenrechte, Ökologie und die Zukunft unserer Welt stark macht und für diese Fragestellungen innovative, *proaktive* Ideen entwickelt, ein Vorausdenken, das *für das Lebendige Sorge trägt, für Konvivialitätsräume, Angrenzungen* – hoffnungsvolles Denken für das *Rebecca Solnit* jüngst in ihrem Buch *„Hope in Dark Times“* ein sehr schönes Beispiel gegeben hat. Hier finden wir eine andere Qualität eines *weiblichen proaktiven Mentalisierens* als die des *maskuline offensiv-proaktiven* Mentalisierens, das auf Eroberung neuer Märkte, Kampf um die führende Position, Sieg über die Konkurrenten, **Ausgrenzungen**, feindliche Übernahmen etc. gerichtet ist.

Da Männer und Frauen miteinander leben, kennen beide Geschlechtern ihre unterschiedlichen Mentalisierungsformen, sie erleben sie ja mit. Deshalb stehen sie ihnen auch *potentiell* zur Verfügung und sie könnten sie auch nutzen, wenn es sozial erlaubt oder positiv gewertet würde oder wenn man sich auf Grund von Bewusstseinsprozessen dafür entscheidet, womit in der Praxis solcher Nutzung auch die Performanz solchen Mentalisierens bestärkt würde. Das gilt für Männer und Frauen! Frauen könnten dann ihre offensiv-proaktiven, Männer könnten sich dann ihre sensibel-protaktiven Seiten kultivieren, wobei beide natürlich ihre jeweilige Charakteristik gewinnen müssen. Durch Stiländerungen werden Frauen nicht **„Vermännlicht“** und Männer **„Verweiblicht“**, es muss auch zu keiner prinzipiellen Nivellierung von Geschlechterdifferenzen kommen, wie es in der kultursoziologischen Androgyniediskussion vielfach thematisiert wird, sondern es werden sich vielfältige neue Qualitäten herausbilden, wie Menschen ihr Mann-Sein und Frau-Sein verwirklichen können – in den verschiedenen Abschnitten der Lebensspanne unterschiedlich, ganz wie es die soziale Kreativität bzw. Kokreativität oder die imaginative Kompetenz der Einzelnen ermöglicht.

Die **imaginative Kompetenz** – darunter verstehen wir in der **„Integrativen Lerntheorie“**⁶⁷ **Fähigkeiten**, Wissen – von Frauen stand und steht der von Männer *potentiell* nicht nach. In der **imaginativen und praktischen Performanz** indes – darunter verstehen wir **Fertigkeiten**, Können – waren Frauen⁶⁸ benachteiligt. Sie hatten keine oder nur begrenzte *praktische* Umsetzungsmöglichkeiten des *mental* Bekannten, waren in der praktisch-performatorischen Ausübung bestimmter Kompetenzen eingeschränkt, womit entsprechende Bahnungen und damit neuroanatomische Mikrostrukturen und neuroendokrinologische Prozesse wohl schwächer – oder besser *anders* – ausgeprägt und disponiert wurden als bei Männern. Die hohe Neuroplastizität der Hominiden allerdings ermöglicht durchaus die Aktivierung von virtuell aufgenommenen Kompetenzen und Performanzmustern, wie man in Not- und Kriegszeiten immer wieder gesehen hat, **„wo Frauen alles machen mussten“** und **„machen konnten“**. Mit derartigen Überlegungen werden die faktischen und schwerwiegenden Benachteiligungen von Frauen in **„a man’s world“** nicht weggeredet, sie erhalten indes einen

⁶⁷ Vgl. Petzold 1993a, Petzold, Engemann, Zacher 2003; Sieper, Petzold 2002

⁶⁸ Vgl. Höffe 1995, 2004, Petzold, Orth 2004b

spezifischen Verstehenshintergrund. Die These der Simone de Beauvoir muss heute unter solchen (und anderen) Perspektiven meines Erachtens leicht umformuliert werden:

*"Man kommt als Frau auf die Welt **und** man wird es!"* (Dieses Prinzip gilt natürlich für Männer gleichermaßen). *De Beauvoirs* starke Betonung von Sozialisations- und Enkulturationsprozessen gewinnt unter neurobiologischer Perspektive, so meine ich, heute noch mehr Gewicht:

*"Man wird zu der Frau **gemacht**, die das soziokulturelle Milieu vorgibt durch die sozialisatorischen 'Einleibungen' von Frauenbildern mit den korrespondierenden Männerbildern!"*

Der erste Teil meiner These hebt auf die integrative Theorie des **"Informierten Leibes"** ab. Der menschliche Leib, das menschliche Leibssubjekt wird durch die aus der Außenwelt und aus der innersomatischen Binnenwelt kommenden Informationen geprägt und geformt bis in seine Biologie hinein. Diese Informationen bilden damit eine bedeutende, *variable Größe*, auf die wir Einfluss haben. Die biologische, neurocerebrale und neuroendokrinologische "Matrix" unseres Organismus ist so flexibel, "plastisch", dass die Genexpressionen und Genregulationen – besonders in "sensiblen Phasen" – nachhaltig beeinflussbar sind, und deshalb kommt es darauf an, welche Informationen vom Kontext für Frauen und Männer angeboten und in Prozessen des *Kompetenzerwerbs* aufgenommen werden können, und welche "Freiräume" und "Spielräume" zur Ausübung von *Performanz* Frauen vom jeweiligen Kontext bereitgestellt werden.

Meine These ist im zweiten Teil strikt **interaktional** und intersubjektiv formuliert, durchaus im Beauvoireschen Sinne. *Männerbilder und Frauenbilder bedingen einander*. Kinder sehen und internalisieren ihre Eltern in deren Interaktionen, so dass die verinnerlichte Vater-Mutter-Beziehung und die sich in ihr zeigenden Strukturen das "Beziehungsbild" für das eigne "Frau-Mann-Verhalten" bzw. "Mann-Frau-Verhalten" zumeist viel nachhaltiger prägen als die "Vater-Tochter-Beziehung", die "Mutter-Sohn-Beziehung", deren umfassende Determinierungswirkung uns der psychoanalytische bzw. tiefenpsychologische Diskurs glauben machen will und wie sie auch viele der gängigen psychotherapeutischen Konzepte vertreten. Den elterlichen Interaktionsmustern muss deshalb künftig viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden als bisher und beide Gender müssen daran arbeiten, Sozialisationsbedingungen zu strukturieren und anzubieten, die für unsere cerebrale Entwicklung weitgehende Chancengleichheit für Frauen wie für Männer bieten können. Das wurde schon im Altertum zuweilen gesehen:

In *Platos* staatspolitischen Utopien vertritt der große Philosoph die Gleichberechtigung der Frauen (Politeia 5, 451c ff). Er sieht auch das Streben nach Tugend (ἀρετή) als höchste Aufgabe von Männern *und* Frauen: " ... ungeachtet dessen, ob einer unserer Bürger männlichen oder weiblichen Geschlechts ist, ob jung oder alt auf eben dieses genannte Ziel muss das ganze Streben des gesamten Lebens gerichtet sein" (Nomoi 6, 770c-d). Auch der römische, griechisch schreibende stoische Philosoph *Musonius* (ca. 30 – 108 n. Chr.), ein Mann von außerordentlicher Zivilcourage, der Leben und Lehre überzeugend zusammenbrachte, vertrat in ungewöhnlicher Weise frauen-, familien- und kinderfreundliche Positionen – z. B. *dass man Söhne und Töchter in gleicher Weise erziehen und bilden sollte*⁶⁹.

So schreibt er: "Niemand aber dürfte wohl eine Gemeinschaft finden, die notwendiger und liebevoller wäre als die zwischen Mann und Frau"⁷⁰. In dieser Gemeinschaft werden Kinder aufgezogen und wird man alt, in einem "gegenseitigen Treueverhältnis, wo beide durch ihr Zusammenleben wetteifern, dies vollkommen zu verwirklichen, einander in Liebe zu überbieten." Und so können und sollen Frauen in gleichem Rang philosophieren: "Die Frauen haben von den Göttern die selbe Vernunft wie die Männer ... das gleiche Vermögen zu urteilen ... von Natur ein Verlangen und innere Verwandtschaft zur Tugend wie die Männer ... Wenn dem so ist, warum sollten nur die Männer das Recht haben, danach zu suchen, wie eine sittliches Leben, was gleichbedeutend mit Philosophie ist, zu führen sei, und die Frauen nicht?"⁷¹

Das wurde vor zweitausend Jahren gelehrt und gefordert, und wo stehen wir jetzt, und was ist in den Jahrhunderten geschehen, was, was? In den vergangenen beiden Jahrhunderten

⁶⁹ Diatriben 4, *Nickel* 1994, 413.

⁷⁰ Diatriben 14, *Nickel* 1994, 490

⁷¹ *ibid.* 407

sind immense Fortschritte erzielt worden, blickt man auf den Lauf der Geschichte, und minimale Fortschritte, blickt man auf Frauenelend auch heute in der Welt. Frauen werden nicht explizit im Anspruch auf "**Brüderlichkeit**" in den konstitutionellen Dokumenten geneannt. Dieser Begriff trägt schwer an der impliziten *Gendergewalt*, die bis heute wütet in offenem und clandestinem *Gendergenozid* bzw. *Femizid* (massenhafte Abtreibung von weiblichen Föten z.B. in Indien und China, lt. UN-Statistik von 1993 fehlen 60-90 Millionen Mädchen in der Bevölkerungsstastsik, lt. UNICEF 1998 etwa 100 Millionen)⁷². Mit den Massenverstümmelungen von Mädchen durch die große, die "*pharaonische Beschneidung*" in afrikanischen Ländern, durch Mitgiftmorde (Indien), Säureattentate (Bangladesch, Pakistan), Steinigungen von Frauen (Afghanistan, Iran) - in den westlichen Ländern durch Mißhandlungen, Vergewaltigungen - findet sich auf der ganzen Welt ein *Traumamilieu ungeahnten Ausmaßes* von "man made desaster".

Hominität, das Menschenwesen, hat zwei Geschlechter!

Exkurs zu Sexualität, Geschlechtlichkeit, Gender

An dieser Stelle sei ein Exkurs zum Thema Sexualität erlaubt. Er ist in einem solchen Text eigentlich unverzichtbar und kann und soll hier auch spezifisch aus der Perspektive der Integrativen Therapie vorgetragen werden, in dem ja viele Tanz- und Bewegungstherapeutinnen sozialisiert wurden.

Sexualität wird – ganz im Sinne des voranstehend vorgetragenen Diskurses im Integrativen Ansatz als "*Bündel biologischer Funktionen in je geschlechtsspezifischer und kulturbestimmter Ausformung gesehen*" (Petzold 1970c), einerseits zentriert auf *Gender* als der soziokulturellen Dimension des biologischen Geschlechts, zum anderen unter Beziehung empirisch-biologischer Erkenntnisse (Petzold, Sieper 1998). Sexualität hat sich wahrscheinlich im Neoproterozoikum vor ca. 600 Millionen Jahren entwickelt. Von dort bis zur Ausbildung eines durch Hormone gesteuerten Systems zum Austausch von Erbinformationen im geschlechtlichen Verkehr bei den höheren Säugern war es ein langer Weg, auf dem Sexualität bei vielen Gruppentieren, spezifisch aber bei den Primaten, in soziale Strukturen eingebunden wurde und soziale Funktionen gewann, wie sich besonders beim gemeinen Schimpansen (*Pan troglodytes*)⁷³ und mehr noch beim Bonobo oder Zwergschimpansen (*Pan paniscus*)⁷⁴ feststellen lässt. Die Auseinandersetzung mit der Sexualität der Bonobos, unseren nächsten Verwandten⁷⁵, die vom oralen Sex bis zur männlichen und weiblichen Homosexualität ein äußerst breites Spektrum an Sexualpraktiken haben, und mit ihren Familienverhältnissen (de Waal 2004) wirft durchaus Licht auf die menschliche Sexualität – etwa auf ihre Polymorphie oder die Unterschiedlichkeit männlicher und weiblicher Sexualität -, die bei aller verwandschaftlichen Nähe zu unseren "Cousins", mit denen wir 98,6% genetischer Übereinstimmung haben, jedoch viele Besonderheiten hat wie z. B. entschiedene Verantwortung der Partner füreinander, Scham (Sexualscham findet sich im Tierreich nicht), Gender-Idealbilder und damit spezifisches, normativ bestimmtes Wahlverhalten usw. Herausragend ist die Breite kulturbestimmter Sexualvorstellungen und Verhaltensweisen, wie es sich in historischer, kunstgeschichtlicher und ethnologischer Betrachtung darstellt⁷⁶. Der "nackte Affe" und seine Sexualität (Morris 1968, 1982) kann seine Herkunft aus der Primatenfamilie nicht verleugnen und sollte - über dieses Herkommen informiert – seine Sexualität, ja sein Verhalten insgesamt reflektieren (Buss 2004; Kennair 2003).

Im Unterschied zu *Freuds* (pan)sexualistischen Konzeptualisierungen und seinem dualen Triebkonzept – entwickelt im Rekurs auf einen diffusen Biologismus – sieht die Integrative Therapie Sexualität als einen bedeutenden Antrieb (im Sinne einer Grundmotivation) im Kontext eines Konzeptes differentieller Antriebe als biologischen Dispositiven bzw.

⁷² Die Zeit 10.12. 1998)

⁷³ Vgl. Goodall 1991; Goodall, Peterson 1994; Geissmann 2002.

⁷⁴ Vgl. de Waals 1998; Savage-Rubaugh, Lewin 1995.

⁷⁵ Kemp 2005; Paul 1998; Fouts, Mills 1998.

⁷⁶ Aries 1995; Bataille 1978, 1994; Eder 2002; Morris 2004.

Narrativen, die sich im jeweiligen sozio-kulturellen Kontext aktualisieren. Ein *Narrativ* ist eben kein Trieb, sondern ein *evolutionäres Programm*, das aus der Interaktion eines Organismus' mit seinem Umfeld und den dort vorfindlichen Bedingungen, Lebewesen, vor allem Artgenossen hervorgegangen ist und – wird es getriggert bzw. durch Genexpressionen "aufgeschaltet" – Verhalten hervorruft und steuert. Narrative sind deshalb grundsätzlich interaktional begründet. Damit treten wir aus der Einseitigkeit des *Freudschen* Diskurses zu den Themen Trieb und Sexualität heraus – der wie der Diskurs von *Wilhelm Reich* für uns nurmehr eine historische Bedeutung hat. Sexualität wird als *Humansexualität* betrachtet, die in lebenslangen Entwicklungs- und Veränderungsprozessen steht und von *biologischen, anthropologischen, psychologischen, soziokulturellen, ethischen und ästhetischen Dimensionen bestimmt ist*. Sie wird in dieser Differenzierung als *eine* zentrale Dimension der *Hominität*, des Menschenwesens "als Mann und Frau" aufgefasst. Humansexualität steht damit im Rahmen der "anthropologischen Grundformel" (*Petzold 1965, 2003e*). "Der Mensch, Mann und Frau, ist Körper-Seele-Geist-Wesen im sozialen und ökologischen Umfeld". Im "Du-Ich-Wir" in Kontext und Kontinuum gewinnt er seine Personalität und Identität in wechselseitiger Empathie, in Begegnung und Auseinandersetzung, im Aushandeln von Grenzen. Der biologische – genetische und neurowissenschaftliche - Befund zeigt uns: Männer und Frauen sind verschieden, "vom ersten Tag an anders" (*Baron-Cohen 2003; Bischof-Köhler 2002*), nicht nur bezogen auf primäre und sekundäre Geschlechtsmerkmale, sondern bis in die *physiologischen* Grundlagen und von diesen bestimmt, nicht zuletzt bis das *psychische* Erleben (neben den kulturellen Determinanten). Bei allen prinzipiellen Gemeinsamkeiten ist also Verschiedenheit von kardinaler Bedeutung. Blickt man dann in die psychotherapeutische Theoriebildung, die psychologische und psychiatrische Diagnostik (DSM, ICD), das ist das fast völlige Fehlen geschlechts- und genderspezifischer Parameter in Diagnose und in Therapie geradezu ein Skandal, denn auch in ihrem Krankheitsgeschehen sind Männer und Frauen in vieler Hinsicht verschieden und bedürften unterschiedlich therapeutischer Massnahmen.

Die Biologie ist eine Realität und die Kultur ist eine Realität, beide bestimmen die Sexualität und das Verhalten der Geschlechter in kardinaler Weise. Die biologische Funktionalität des "coire" der beiden Geschlechter ist als Mittel der Arterhaltung, der Weitergabe des genetischen Potentials zu sehen, ganz in *Darwinscher* Tradition, allerdings in einer modernen Form evolutionären Denkens (*Mysterud 2003*), dem wir uns zuordnen. Positioniert zwischen *Mayr (2005)* und *Gould (2002)* und mit Bezug auf *K. Lorenz (1965, 1978)* und die neuere Evolutionspsychologie (*Buss 1999, Kenair 2004*) vertreten wir allerdings nicht eine biologisch-reduktionistische Sicht, sondern auch einen evolutionären Kulturalismus (*Richerson, Boyd 2005*). Die Entwicklung *geschlechtlicher Liebe als zwischenmenschlicher Qualität*, die in der *intersubjektiver Zwischenleiblichkeit (Marcel 1985)* die biologische Funktion übersteigt - in der Humankultur hat sie Menschen in der Volksmusik (*Müller, Petzold 1998*) zu Liebesliedern und in der grossen Kunst zu ihren bedeutendsten Werken inspiriert, ja sie geradezu in dieser *Verschränkung von Natur und Kultur* hervorgebracht – Kultur betrachten wir gleichfalls als ein Produkt der Evolution, die ja auch die "Mutter/derVater" aller "höheren Funktionen" (*Vygotskij 1978*) des menschlichen Wesens und der ganzen Vielfalt der Formen menschlicher Kultur zu sehen ist (*Richerson, Boyd 2005*). Überleben wird ja in zentraler Weise durch die Generierung und Weitergabe von kulturellem Wissen an die in der Geschlechtlichkeit gezeugten und in elterlicher Liebe aufgezogenen und durch Erziehung und Bildung für das Leben ausgerüsteten Kinder gesichert. Mit dem Blick auf all diese Perspektiven werden auch ethische und ästhetische Dimensionen der Geschlechtlichkeit sichtbar, die wiederum die Verschränkung biologischer *und* kultureller Funktionen zeigen – beide sind lebens-überlebenssichernd. Aus der geschlechtlichen Liebe sind wesentliche Qualitäten liebevoller Intersubjektivität hervorgegangen, die Affiliationsprozesse mit verantworteter Fürsorge ausstattete und im Kulturationsgeschehen also auch ethisch unterfangen hat (*Petzold 2003c*). *Ethos* in der Bedeutung der durch sittliche Werte geprägten Gesinnung, das die Gesamthaltung und das geregelte Verhalten bestimmt, wird gewonnen in Bewusstseinsarbeit, Reflexivität und Diskursivität. Ethische Motive bestimmen denn auch nicht nur das liebevolle und verantwortliche Verhalten der

Geschlechter zueinander, sondern auch den Bezug zu ihren Kindern. Geschlechtliche Beziehung als intimste Form personaler *Zwischenleiblichkeit* in basaler, intersubjektiver Gemeinschaft (*G. Marcel*) trotz letztendlicher Verschiedenheit und Anderheit des nächsten Menschen (*E. Levinas, T. Adorno*) begründet das Paradigma der Affiliation (*Petzold, Müller 2005*). In der Sexualität findet sich das Streben des begehrenden *Körpers*, der sein biologisches Programm zu realisieren trachtet, dieses aber in den Möglichkeiten menschlicher *Leiblichkeit* bzw. *Zwischenleiblichkeit* (*Petzold 1985g*) zu verwirklichen vermag. Es finden sich aber immer wieder auch Formen basaler sexueller Funktionslust, in der Interpersonalität keine große Rolle spielt - auch sie gehört in das Spektrum gängigen menschlichen Sexualverhaltens – und es findet sich kruder Sex, der in die Verrohung und die sexuelle Grausamkeit, in Missbrauch und Misshandlung, Devianz pervertiert. Und hier müssen die kulturellen und sozialen Normsysteme greifen, für deren Fundierung Sexualmedizin, Sexualforschung und eine moderne ethiktheoretische Reflexion unverzichtbar sind. Menschliche Sexualität kann in *Personalität* bzw. Interpersonalität auf dem jeweiligen kulturellem Boden – diesen immer wieder übersteigend - verwirklicht und gestaltet werden. Und genau in dieser Doppelrealität liegt das Wesen von *"Hominität" als zweigeschlechtlicher*.

"Hominität bezeichnet die zweigeschlechtliche Menschennatur auf der individuellen und kollektiven Ebene in ihrer biopsychosozialen Verfasstheit und ihrer ökologischen, aber auch kulturellen Eingebundenheit mit ihrer Potentialität zur Destruktivität/Inhumanität und zur Dignität/Humanität. Das Hominitätskonzept sieht den Menschen als Natur- und Kulturwesen in *permanenter Entwicklung durch Selbstüberschreitung*, so dass Hominität eine Aufgabe ist und bleibt, eine permanente Realisierung mit offenem Ende – ein *WEG*, der nur über die Kultivierung und Durchsetzung von *Humanität* führen kann" (*Petzold 1988n*).

Geschlechtliche Beziehung und Liebe erweist sich damit in *eminenter* Weise als Entwicklungs- und Gestaltungsaufgabe auf der Ebene der individuellen Personalität, der Ebene der gemeinschaftlichen Paargestalt, der familialen Kultur und der Beziehungs-Erziehungsarbeit. Sexualität wird damit nicht nur als *Movens* der Prokreation, sondern interpersonaler Kokreation gesehen.

Die biologisch duale Sexualstruktur der Humanprimaten war und ist *Entwicklungsaufgabe* in den Prozessen der Kulturation in die Richtung vielfältiger, interpersonaler Geschlechtlichkeit, die durchaus dieses Beziehungsgeschehen in verschiedenen Formen adulten Geschlechts- und Beziehungslebens verwirklichen kann (auch in der Gleichgeschlechtlichkeit, und auch darin zeigt sich: sie ist nicht nur biologisches Programm, auch wenn sie nie ohne die biologische Grundlage geschlechtlicher Leiblichkeit ist, *Petzold 1984l*). Sexualität entwickelt sich über die Lebensspanne und wird lebenslang sozialisiert und enkulturiert. Das Verstehen dieser biopsychosozialen Entwicklungsprozesse kann aber heute nicht mehr an die psychoanalytischen Mytheme zu einer psychosexuellen Entwicklung gebunden werden, sondern gründet für die Integrative Therapie auf den Ergebnissen psychoneurobiologischer Entwicklungsforschung und empirischer Sozialisationsforschung in genderspezifischer Ausrichtung⁷⁷, auf der Sexualmedizin, Sexualkunde und Sexualforschung⁷⁸. Nur so kann eine umfassende und ideologiearme Sicht von Sexualität und sinnlicher Interpersonalität gewonnen werden, wie sie für die Psychotherapie erforderlich ist, die Männer und Frauen in ihrer jeweiligen biologischen Realität *und* ihrer genderspezifischen Situation verstehen muss (*Enderwitz 1999*) – *Butler (1991)* stellt sich gegen die Unterscheidung von *sex* und *gender* und vertritt die Auffassung, dass auch das biologische Geschlecht durch materialisierende Akte von Sprache entstehe.

Wir halten es indes für notwendig, mit dieser doppelten Optik von Natur und Kultur zu schauen und auch Sexualität im Rahme der Gestaltung von Paardynamik und mit ihren Ausfaltungen ins familiale Leben zu begreifen (wir sehen *Dyaden* immer als Teil von *Polyaden*). Psychotherapie muss, so die integrative Position, auch in einer dyadischen

⁷⁷ *Bischof-Köhler 2002; Bußmann, Hof 2005.*

⁷⁸ *Dannecker, Reiche 2000; Haelberle 2003, 2005; Sigusch 2005a, b.*

Situation immer eine auf die Polyaden des sozialen Netzwerkes bzw. Konvois (*Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004*) zielende Behandlung betreiben. Die nächsten Menschen eines Patienten/einer Patientin müssen im Blick sein. Damit können Sexualität und die mit ihr verbundenen Themen wie Liebe, Zärtlichkeit, Herzensbeziehung, Treue nicht ausgeblendet werden und zwar nicht nur unter der Perspektive möglicher Pathologie sondern unter den Perspektiven von Gesundheit, Kreativität und persönlichem und interpersonalem Wachstum. Die Gestaltungs- und Selbstgestaltungsmöglichkeiten, die Menschen mit ihrer Sexualität haben sind – allen durchaus vorhandenen Festlegungen und Prägungsmomenten zum Trotz – offen, von der generellen Plastizität der Menschennatur und ihres Gehirns gekennzeichnet (man denke an das Thema Sexualität im Alter, vgl. *Fooken 2005*). Das wird durch die Verschiedenheit der Sexualkulturen durch die Jahrtausende und quer durch die Völkerschaften belegt, durch die Vielfalt der Interpretationen, Philosophien, Ethiken, künstlerischen Gestaltungen der Sexualität. Die traditionelle Psychotherapie tendiert hier zu Vereinseitigungen, zu fixierenden, z. T. zu "schlechten Ideologien" (*Orth, Petzold, Sieper 1995*), zu platten Biologismen und zu einem Negieren der Genderforschung und der feministischen Beiträge zu diesem Themenkreis, die indes aufgrund ihrer Analysen von *Machtdiskursen* zwischen den Geschlechtern unverzichtbar sind. Der Integrative Ansatz hat in dieser Frage, wie die zu Eingang dieses Abschnitts zitierte und früh formulierte Grundsatzaussage zeigt, stets eine biologische **und** kulturalistische Position vertreten. Wir haben mit guten Gründen immer davon Abstand genommen, uns auf eine enge sexualethische Position einzugrenzen. Sie würde der Vielfalt menschlicher Sexualität nicht gerecht. Wir haben auch nie den Versuch gemacht, eine spezifische Sexualtheorie auszuarbeiten, wie das *Reich* und *Freud* – weitgehend ohne Anschluss an den Stand der Wissenschaft (er war damals ohnehin rudimentär) getan haben oder wie es die frühen feministischen Theoretikerinnen unternommen hatten – ein notwendiges politisches Unterfangen, weniger ein wissenschaftliches. In der Frage der Gendermacht muss man sich politisch positionieren. Man muss sich auch, aufgaben- und bereichsspezifisch wissenschaftlich mit dem Genderthema und damit verbunden (aber nicht darauf begrenzt) mit dem Thema der Sexualität in sozialtherapeutischer und klinisch-psychotherapeutischer Hinsicht befassen⁷⁹. Wir wollten indes keine weitere spekulative Ideologie zu diesem Thema "auf den Markt" bringen (*Petzold, Sieper 1998*). Die Grenzen werden bei dieser Thematik leicht unscharf, wie die aus Kontext des Integrativen Ansatz hervorgegangene "Integrative Paartherapie und Paarsynthese" zeigt, die *Michael Coellen* (1984, 2005) mit vielen nützlichen Ansätzen entwickelte, welche aber in ihrer Anthropologie das "Paar" zur Grundlage des Menschseins macht (idem 1989) und das ist eine These, der wir aus vielen Gründen nicht folgen können.

Wir brauchen in dieser Thematik von Sexualität, von Mannsein und Frausein, solide Forschungen und forschungsgestützte Theorien zu den Fragen, die Geschlecht und Gender betreffen. In der weltanschaulichen Auslegung der wissenschaftlichen Fakten kommt ohnehin und unvermeidbar Ideologie ins Spiel und da ist ein Spektrum von Auffassungen möglich und notwendig sowie – damit verbunden – eine in besonnener Reflexion und Metareflexion begründete Auswahl. Integrative TherapeutInnen haben sich hier unter den ReferenztheoretikerInnen des Ansatzes an einem *Spektrum von Positionen* orientieren können: mit *Gabriel Marcel* an einem durchaus wertekonservativen Protagonisten für dieses Thema und mit *Michel Foucault* an einem höchst liberalen Sexualtheoretiker sowie mit *Simone de Beauvoir* (1943, 1947) und *Judith Butler* (1991, 1993) an Protagonistinnen des feministischen Diskurses – alle vier sind EthikerInnen!⁸⁰ Jede integrative Therapeutin und jeder Therapeut dieses Verfahrens muss sich in der persönlichen Auseinandersetzung mit diesen Positionen (und die können sich natürlich vermehren) und in *kollegialer Ko-responzenz* um eine *eigene Position* bemühen. Diese müssten im Sinne *Derridas* (1986) Positionsbegriffs – als Thema mit dem man immer wieder zu Gange ist - so flexibel gehalten werden, dass sie für die Erfordernisse des jeweiligen KlientInnen zugepasst werden können,

⁷⁹ Vgl. aus integrativer Sicht *Orth 2002; Petzold 1998h; Vogel 1994; Sanders 1998, 2000; Spilles, Weidig 2004*.

⁸⁰ *Dauk 1989; Petzold 2004e, f*.

damit eine "gute" Passung möglich und man den PatientInnen und KlientInnen "gerecht" wird (Petzold 2003i, 2006n).

An solcher Gerechtigkeit fehlt es aber in gravierender Weise. Besonders in der "offiziellen Psychotherapie", z.B. den Richtlinienverfahren, wurde die Genderperspektive völlig vernachlässigt. Auch als ein modernes Programm werden die Ideen von Gendergerechtigkeit und -gleichheit nicht einfach anzustreben sein: *einerseits* weil die Kräfte des immer noch vorwiegend *genderhegemonialen* "übergeordneten Kulturraumes" in seiner alltagspraktischen und medialen Präsenz immens stark sind, und *andererseits*, weil die *geschlechtsspezifischen* "biologischen Grundlagen" ebenso eine starke und noch nicht genügend fassbare Einflussgröße für Entwicklungsprozesse sind. Beide Größen aber müssen beeinflusst werden! Simone de Beauvoir ist dem "Biologie-Kultur-Problem" nicht entkommen, niemandem wird das gelingen. Wir müssen vielmehr – Männer wie Frauen, persönlich wie gesellschaftlich – mit diesem Problem umgehen lernen, und das wird möglich sein, weil wir aufgrund unserer *biologischen Natur Kulturwesen* sind, so dass wir keineswegs gezwungen sind, **Natur** und **Kultur** in einen Antagonismus zu bringen. Wir sind Wesen, die ihre **Natur** kultivieren können, ja müssen, blicken wir auf die gefährlichen Seiten unserer Natur, die in unserer Fröhenkultur durchaus nützlich und lebenssichernd waren.

Emotionen, Gedankenbewegungen, Willensstrebungen – Aspekte eines "komplexen Bewegungsbegriffes"

Warum nun diese ausführlichen evolutionspsychologischen und -biologischen Erläuterungen im Kontext eines Vortrages für Tanz- und BewegungstherapeutInnen? Ich meine, es ist heute besonders wichtig, uns in unserem Mann- und Frausein zu verstehen und zwar in unseren Stilen der Gefühls- und Gedanken*bewegung* und als TherapeutInnen im Bereich Psycho-, Tanz-, Bewegungstherapie über solche Fragen orientiert zu sein, um mit diesen Bewegungen umgehen zu können. Wir gehen im Integrativen Ansatz von einem "komplexen Bewegungsbegriff" aus. Es ist eben nicht nur auf die "Lokomotion" gerichtet, die unseren Leib von der einen Ecke zur andere Ecke des Raumes transportiert, sondern in dieser Bewegung finden auch gedankliche Bewegungen – movements of thought – statt, bis hin zur Vorwegnahme von Bewegungen als Richtungswahlen und Orientierungen. Also: dort ist der Ausgang und wenn ich jetzt auf das Lichtsignal hinschaue, weiß ich, wie weit das ist. Ich spüre das. Ich habe also die Strecke in mir *mentalisiert* und die Distanz mental "abgegriffen". Es ist also nicht nur Lokomotion im Sinne der physikalischen Bewegung. Es sind auch die erwähnten "movements of thoughts", die Gedankenbewegungen, mit denen ich Strecken vorwegnehme, Pläne mache, Ideen vorantreibe. Es sind weiterhin die "e-motiones", die Gefühle, die sich "von innen heraus", aus meinem Inneren nach Außen bewegen wollen – das Wort *emotio* kommt vom Lateinischen *emovere*, herausbewegen. Willensimpulse führen zu Strebungen, die uns in Bewegung setzen, auf Ziele hinstreben lassen. Wenn wir in einem solchen Kontext den Begriff "Bewegung" in der Sprache und in seinen Bedeutungsgehalten anschauen, dann sehen wir, dass dieser Bewegungsbegriff *komplex* ist, *Kognitives, Emotionales, Volitionales, Soziales* umfasst.

Männer und Frauen bewegen sich in bestimmten Bereichen unterschiedlich, auch in der Emotion. Bei den Frauen haben wir oft mehr mit den leisen und sanften Emotionen zu tun. Die sind zumeist stärker da, sind stärker präsent. Nicht, dass Frauen nicht auch laut und aggressiv werden könnten, natürlich geht das, aber wir haben eine gewisse Dominanz dieser sanften und in hohem Maße *heilsamen*, weil stresspuffernden Emotionen, die im übrigen in der Psychotherapie sehr stark vernachlässigt werden. Man fokussiert in der Therapie – wie etwa Fritz Perls – auf Zorn/Wut, Schmerz/Trauer, Lebensfreude, Orgasmus. Aber die sanften Emotionen, wie Heiterkeit, Sanftheit, Friedfertigkeit/Friede und Gelassenheit, Zärtlichkeit, Glück sind Emotionen, die in der männerdominierten Psychotherapie interessanter Weise kaum Platz haben. Ich habe verschiedentlich über sie geschrieben, denn ich habe sie schon immer als sehr wesentlich, weil heilsam, angesehen. Sie regen *salutogene* Physiologien an. Besonders in der psychoanalytischen Theorienbildung und in der Politik der psychoanalytischen Bewegung haben Frauen, von Anna Freud, Karen Horney, Marie Bonaparte, Sabina Spielrein u. a. abgesehen, kein sehr großes Gewicht bekommen. Und wenn die Frauen psychoanalytisch gearbeitet haben, dann haben sie auch meistens im

männlichen Diskurs der Freudschen Lehren gedacht. Frauen als TheoretikerInnen – zumindest solche, die publiziert haben – finden wir in der traditionellen Psychoanalyse eher wenig. Das ist in den letzten 30 Jahren natürlich durch den feministischen Diskurs anders geworden, und das ist gut so. Allerdings findet sich bei den psychoanalytisch ausgerichteten Autorinnen dieses Diskurses noch sehr viel an "männlich-freudianischem" Psychologisieren. Zu höchst wichtigen Themen wie z. B. Trost – es gibt kaum Literatur über Trost, über Trauer jede Menge – zu Sanftheit und Heiterkeit, diesen wichtigen Qualitäten, findet man bei diesen Psychoanalytikerinnen praktisch keine Ausführungen. Diese Gefühle sind *nicht* offensiv. Freud war ein offensiver Mann und in seiner Metaphorik recht belliziös, sowie in seiner Verbandspolitik sehr dominant "patriarchalisch". Auch in den "emotionen" sind hier Männer wiederum stärker offensiv, was nicht heißt, dass es keine sanften Männer gibt oder Sanftheit bei Männern nicht gebe, sondern es sind offenbar genetische Dispositionen, die bei Männern und Frauen unterschiedlich stark ausgeprägt sind und bis in die Neurochemie, bis ins Transmittergeschehen wirken. Und weil sie vorhanden sind, bestimmen sie uns auch in beachtlichem Masse. Auf der anderen Seite gibt uns die Neuroplastizität der Menschen die Möglichkeit, durch Erfahrungsgewinn und durch Übung alles auch *anders zu machen*, können Strategien der Sozialisation und des Lernens die dispositionellen Momente durchaus weitgreifend verändern. Deswegen ist es wichtig, dass Frauen sich vielleicht überlegen, ob sie und was sie von den Stilen **maskulin-offensiven Mentalisierens** aufnehmen wollen: "Denke ich offensiv genug? *Wie* offensiv will ich denken, wie aggressiv? Welche Qualität von Vorwärtsdenken will ich entwickeln, pflegen, kultivieren, meinen Töchtern/Söhnen weitergeben?" Und vielleicht wichtiger noch: "Wären nicht Formen **weiblich-offensiven Mentalisierens** und **proaktiven Handelns** zu entwickeln, und *wie* könnten sie aussehen, welche **imaginativen Kompetenzen und Performanzen** wären da zu entwickeln?" Das sind m. E. Fragen von größter Wichtigkeit und sie sollten im Diskurs, in der **Ko-respondenz der Geschlechter** besprochen werden, besonders was Strategien gesellschaftlicher Umsetzung anbelangt.

Meine Erfahrungen und langjährigen Beobachtungen in der "klinischen Bewegungstherapie" haben mir gezeigt, dass viele Frauen, die als Patientinnen an bewegungstherapeutischen Angeboten teilnahmen, sich weniger mit offensiven Vorwärtsorientierungen bewegt haben als Männer ("*offensive*", das Englische zeigt auch noch eine potentiell aggressiv-verletzende Qualität solcher Bewegung). In 25 Jahren als Professor für klinische Bewegungstherapie, habe ich viele Männer und Frauen sich in *klinischen Kontexten* – das muss allerdings unterstrichen werden – bewegen sehen. Ich bin weit über 30, fast 40 Jahre als Psychotherapeut und Leib- bzw. Bewegungstherapeut tätig, und bin in diesem Feld natürlich mit viel mehr Frauen – jungen und älteren – in Kontakt gekommen als mit Männern. Mein Eindruck zu genderspezifischen, offensiven und defensiven Bewegungsqualitäten ist dabei sehr prägnant und ich habe ihn oft mit Kolleginnen bei und nach Beobachtungen metakommuniziert und für mich damit überprüft, denn man kann seinem gendergeprägten Blick nicht trauen.

Zurückgenommenes, defensives, nicht-offensives Verhalten bei *vielen* Frauen – nicht bei allen, weshalb ich mit dem Attribut "weiblich" zögere – hat soziale Vorteile und natürlich auch Nachteile. Nachteilig sind einschränkende *Festlegungen* – etwa dadurch, dass man schon in der schulischen Sozialisation, schon in der Kleinkindzeit als Frau so sozialisiert wird, dass man nicht vorausgreifend, wagemutig nach vorn gerichtet *denkt* und *fühlt* und *will*, d.h. "**mentalisiert**". Dieses Konzept umfasst all diese "bewegenden Aktivitäten" des "*mens*". Das Mentale, es sei wiederholt, ist keineswegs nur das Kognitive. Sie können Ihre eigene biographische Erfahrung daraufhin einmal anschauen, wie es mit der "Vorausorientierung" ihrer Mentalisierungen bestellt ist. Schauen Sie sich auch die Frauenschicksale Ihrer Mütter und Ihrer Großmütter an, Frauen, die vielfach keinen "eigenen Raum" hatten – in der ganzen Breite des Wortsinnes "Raum", ich erinnere an Virginia Woolf's Text von 1929 "A room of one's own". Wenn wir allerdings Frauenbiographien und weibliche Lebensvollzüge *heute* mehrperspektivisch betrachten, sehen wir, dass oftmals in das Leben moderner Frauen, in ihre Art zu Fühlen, zu Denken, zu Wollen, sozial zu kommunizieren eine immense Bewegung und Mobilität hingekommen ist, dass raumgreifende Vorwärtsbewegungen in Gang gekommen sind. Aber bei den Mütter- Großmütter- und Urgroßmüttergenerationen ist die

Zahl derjenigen, die in einem weitgreifenden Duktus mentalisieren konnten und können, wohl nicht sehr groß, eben weil auch die Grenzen, weiträumig zu mentalisieren, von den soziokulturellen Lebenswelten sehr eng gezogen worden waren. Freiräume der Gedanken sind in hohem Masse kulturbestimmt. Ich sagte vorhin, ich rede über Normalverteilungen. Natürlich gab es eine *Hildegard von Bingen* (*1098, † 1179), die die Gleichrangigkeit von weiblicher und männlicher Gottebenbildlichkeit vertrat, oder eine *Marguerite Porète* (*um 1255, †1310 in Paris verbrannt), diese große französische Mystikerin und Philosophin, die ein uneingeschränktes Freiheitsideal vertrat: die mit Gott geeinte Seele stehe über den Maßstäben kirchlicher Moral. Es gab eine *Annette von Droste-Hülshoff* voller Freiheitssehnsucht, wie sie sie in ihrem Gedicht "Am Turme" – im wilden Winde stehend – zum Ausdruck bringt:

"O, sitzen möcht' ich im kämpfenden Schiff,
Das Steuerruder ergreifen,
Und zischend über das brandende Riff
Wie eine Seemöve streifen.
Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir raten;
Nun muß ich sitzen so fein und klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar,
Und lassen es flattern im Winde!"

Die Sehnsüchte sind da, Grenzen zu überschreiten, und die Grenzen sind da: die inneren und die verinnerlichten, die Einschränkungen der freien Bewegungen in den Raum und der freien Bewegungen der Gedanken, die diese große Frau dazu bringt, ihre Freiheitssehnsucht in der Identifikation mit dem Manne auszudrücken. Immer wieder versuchte sie in ihrem Leben diese Grenze zu überschreiten (vgl. ihr Gedicht "An die Schriftstellerinnen in Deutschland und Frankreich).

Sind das vergangene Zeiten? Für viele nicht, für andere doch! Wenn Sie in die schulischen Sozialisationen hineinschauen, so finden wir es bis heute noch immer wieder und zu häufig, dass, wenn ein Mädchen etwas sagt, dies von Lehrern und Lehrerinnen nicht so stark beachtet wird, wie die gleiche Aussage eines Jungen. Wir haben dann eine deutlich geringere **Salienz** – das Hervorspringen von Leistungen – bei Mädchen als bei Jungen. Auch das ändert sich oder kann je nach Lebenskontext anders sein. Generalisierende Festlegungen muss man heute bei der Vielfältigkeit möglicher Lebens- und Sozialwelten vermeiden. Vielmehr gilt es, auf solche Dinge in den diagnostisch-anamnestischen Prozessen sehr sorgfältig zu achten. Ich schaue mit Patientinnen immer wieder ihre Sozialisationen an unter der Frage: "Wo sind Sie in Kindheit und Jugend in entwerfendem, eigenständigem Denken gefördert worden?" – Die Frage befremdet oft, wird häufig zunächst nicht verstanden, dann aber nach und nach begriffen, auch in ihrer Bedeutung, und das oft genug erst über die freie Bewegung im Raum als bewegungs- und tanztherapeutische Erfahrung: ich muss neue Freiräume des Denkens finden, um freier, befreiter werden zu können. Es geht hier wiederum keineswegs nur oder primär um "Gefühle", es geht auch um "Bewegungen des Denkens" und um "Strebungen des Wollens", um die **Bewegungen der Mentalisierung**.

Diese hier vorgetragenen Überlegungen sollen zum Nachspüren, Nachsinnen, Nachfühlen, Nachdenken anregen. Sie müssen als Frauen und Tanz- und Bewegungstherapeutinnen und -therapeuten hier **Ihre** Positionen finden. Sie müssen vielleicht aber auch aus eingefahrenen Gleisen des Denkens herausspringen, um neue Positionen für Ihre therapeutische Arbeit, für ihre Lebenspraxis zu suchen und zu finden. Wichtig wird es etwa in der eigenen Tätigkeit als Erziehende zu überlegen, ob Sie und in welcher Weise Sie das entwerfende, das offensive, das vorausgreifende Denken bei Ihren Kindern, bei Mädchen und Jungen, fördern. Wir wissen über die weibliche Sozialisation Dank genderbewußter Forscherinnen mehr als über die männliche Sozialisation. Aber wir wissen des ungeachtet über Feinstrukturen noch wenig, über die Qualitäten von Gefühls- und Denkbewegungen oder von Willensstrebungen. Man findet zwar einiges an theoretischen *Spekulationen* und so manches an Ideologemen. An durch Daten empirischer Forschung abgesicherten Positionen fehlt es indes. Hier wird

man mit einem "erweiterten Bewegungsbegriff", wie ihn der Integrative Ansatz vertritt (locomotion, e-motion, movement of thought, volitional striving, social movement), den man in sorgfältiger und breiter Beobachtung nutzt, noch Vieles entdecken können, was zu Forschungsfragen Anstoß geben könnte und in einer gendersensiblen, therapeutischen Arbeit zum Tragen kommen sollte.

"Komplexes Lernen" durch Bewegungssynchronisierungen, Spiegelneuronen, mentales Training

Ich will an dieser Stelle wieder zurückgehen zu meinen Überlegungen, die sich mit den Bewegungen der Menschen durch die Zeiten der Geschichte befasst haben. Solche Bewegungen, Wanderzüge, Arbeitsunternehmungen erfolgten, wie schon herausgestellt, immer in Gruppen. Gut, es gab mal einen einzelnen Späher, Kundschafter, aber Alleingänge waren nicht die Regel, und Frauen haben wohl immer in Gruppen gesammelt, angebaut und geerntet. Das kann man heute noch beobachten, wenn man nicht-mechanisierte agrarische Regionen besucht. Diese Tätigkeit in Gruppen war besonders gut realisierbar, wenn die Menschen in ihrer Bewegung *synchronisiert* waren, sowohl bei der Jagd, wie auch beim Sammeln, im Ackerbau bei der Bestellung und bei der Ernte. Man handelt gemeinsam, stimmt die Handlungen "gleichsam automatisch" ab, synchronisiert sich auch emotional. Man wird im Gefühl "angesteckt". Es breitet sich in der Gruppe eine "Stimmung" aus. Stimmungen wurzeln in der Bewegung, Bewegungsqualitäten, vor allem in Mikrobewegungen, wie Mimik und Gestik, aber auch in großräumigen Bewegungen. Das Gruppengeschehen ist eine Einflussgröße dafür, ob eine Bewegung glatt, flüssig, elegant und weich ist oder ob sie kantig, abrupt, angespannt ist. (Wobei nicht jede angespannte Bewegung etwas Negatives ist. Wo kämen wir hin, wenn wir uns nicht gespannt, ja angespannt, mit einer guten Kraft bewegen könnten?) Nehmen Sie eine wild zusammen gewürfelte Gruppe, also Leute, die sich gar nicht kennen, und die wegen einer Absperrung zusammen einen bestimmten Weg nehmen müssen, dann wird man feststellen, dass Subgruppen anfangen, sich im Tempo zu synchronisieren, bis sich in der ganzen Gruppe eine gewisse Synchronisation einstellt. Da gibt es welche, die könnten viel schneller gehen und welche, die würden eigentlich lieber langsamer gehen, aber man einigt sich unmerklich auf ein mittleres Tempo. Bewegungssynchronisationen finden Sie immer wieder, wenn Sie Kinder beobachten. Da sitzen vielleicht zwei Jungs und zwei Mädchen auf einer Stange. Eines der Kinder fängt an, mit den Beinen zu baumeln. Bald schon baumeln die anderen mit und zwar im gleichen Rhythmus oder im Gegenrhythmus. Derartige Synchronisationsphänomene findet man überall. 1992 hatte die Forschergruppe um Rizzolatti mit Experimenten gearbeitet, die 1996 zur Entdeckung der Funktion besonderer Neuronen führte. Sie sind als "Spiegelneuronen" bekannt geworden. Die Forscher haben herausgefunden, dass Gehirne sich synchronisieren können. Mit den Gehirnen synchronisiert sich natürlich die ganze Leiblichkeit, die ganze Bewegtheit in komplexen Koordinationsprozessen, die dabei immer auch Prozesse "komplexen Lernens" sind. Seit dem Altertum wussten wir: Bewegungsrhythmen stecken an. Das "Mimesis-Prinzip" war seit griechischer Zeit als Lernprinzip bekannt, allerdings in seinen Ursprüngen und Wirkungen stets diskutiert und umstritten. Das "Imitationslernen" hat die Psychologen – Baldwin, James, Janet, Cooley, Mead – seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert interessiert. Nun scheint mit den "Spiegelneuronen" eine Lösung der Rätsel näher gerückt. Die Experimente sind im Wesentlichen bei Rhesus-Makaken durchgeführt worden. Dort sind diese Spiegelphänomene sehr gut nachweisbar. In den letzten Jahren gibt es auch Experimente bei Menschen. Diese wurden natürlich nicht, wie bei den Äffchen, am offenen Gehirn durchgeführt, sondern mit encephalographischen Ableitungen und bildgebenden Verfahren. Als Tanz- und BewegungstherapeutInnen wissen wir ohnehin, dass Menschen auf Ansteckungseffekte in der Bewegung ganz feinspürig reagieren können. Derartige Prozesse laufen weitgehend in der "unbewussten Informationsverarbeitung" als unbewusstes, "fungierendes Lernen" ab. Das heißt, die Bewegenden sind sich gar nicht "klar" bewusst, dass sie sich in dieser Art und Weise an die anderen angleichen. In diesen Angleichungsprozessen gibt es natürlich auch wieder Tonangebende, die sozusagen den Takt geben, und andere, die stärker folgen. Auch die Tonangebenden stellen sich auf die anderen ein, so dass die Gruppe *insgesamt* aufeinander *abgestimmt* fungiert. Dieses

Fungieren geht meistens mit *Stimmungen* einher. Die Stimmungen bedeuten: ich stimme mich auf den anderen ein wie ein Instrument. Ich werde durch ihn eingestimmt. Wir sehen diese Synchronisationseffekte etwa bei gemeinsamem Lachen oder bei dicker Luft, bei aggressivem Klima und finden in der Mimik und der Gestik Wirkungen bis in die Tonussteuerung hinein. Das ist in der Psychotherapie und der Leib-, Tanz-, Bewegungs- und Sporttherapie, unserer Arbeit mit "nonverbaler Kommunikation"⁸¹ in hohem Maße wichtig. In der Gruppenpsychotherapie wird es bzgl. der Männer- und Frauenfrage wesentlich, dass man darauf achtet, dass Frauen die Möglichkeiten bekommen, den "Ton anzugeben", was gar nicht so selbstverständlich ist. Auch sollten Männer lernen, nicht immer Dominanzmuster auszuspielen. Natürlich gibt es auch dominante Frauen, gar keine Frage. Es geht wiederum um die Normalverteilung. An den Rändern ist natürlich, das sei wiederholt, nach beiden Seiten hin eine große Variationsbreite möglich.

Diese emotionale Synchronisation gibt uns auch als TherapeutInnen selber die Möglichkeit, in die Gruppe hineinzuwirken, indem wir eine Alpha-Rolle einnehmen. In der Bewegung z.B. können wir einen Rhythmus vorgeben. In der Mitbewegung können wir den Menschen dazu stimulieren, sich mit uns zu bewegen. In der Mitbewegung haben wir dann auch die Möglichkeit, dass die Menschen Muster, die ihnen nicht selbst zur Verfügung stehen, erlernen. Leuten, die immer verhalten sind, denen kann man sagen: "Bewege dich etwas kräftiger" oder "sei ein bisschen offensiver!" Das verhaltene Muster wird dadurch allein aber nicht "gebahnt" werden. Allein in selbstinitiierten Bewegungen, können viele der PatientInnen aus der Verhaltenheit nicht herauskommen, es sei denn, es wurde ein nachhaltiger Einstieg "gebahnt". Das kann dadurch geschehen, dass man in der Gesamtgruppe – und das ist natürlich viel, viel besser, als wenn nur eine Einzelvorgabe da ist – in "offensive" Bewegungen hineingeht, wieder und wieder. Dann kann sich auch ein Muster in einer anderen und neuen Weise bahnen. Schon Aristoteles sprach von der Mimesis, der Nachahmung, auch Darwin beobachtete dieses Phänomen und Bandura sprach Ende der sechziger Jahren vom "imitation learning". Heute wissen wir um einige neurobiologische Grundlagen für dieses Phänomen. Deshalb sollten solche Spiegel- bzw. Imitationsphänomene durch die Möglichkeiten, etwas in einer spezifischen Art und Weise vorzugeben, damit es sich in die Gruppe "hineinspiegelt", in der Praxis von Tanz- und Bewegungstherapeuten noch viel bewusster wahrgenommen und eingesetzt werden als das bislang der Fall war.

Wenn Sie jetzt Ihre Übungsrepertoires, also all die Übungen, die die vielen Bewegungsleute, von Feldenkrais über Gerda Alexander, Trudi Schoop, F.M. Alexander, Amos Hetz und natürlich ich selbst entwickelt haben und die Sie selbst erfinden konnten, einmal durchschauen, dann sehen Sie, dass viele dieser Prinzipien schon ständig "intuitiv" eingesetzt worden sind. Sie sind also nichts Neues. Neu ist die neurobiologische Begründbarkeit und systematische Praxis, wie wir sie heute als Psycho- und Neuromotoriker entwickeln. Durch das neue Wissen um Neuroplastizität, um Genexpressionen und Genregulation, muss man feststellen, dass mit jemandem, der immer ängstlich ist, sich zurückgenommen verhält, eine habitualisierte Defensivhaltung hat, *offensive* Bewegungsmuster (im Denken; Fühlen, und dem konkreten, leiblich-körpersprachlichen Handeln) gezielt aufgebaut und *ingeübt* werden müssen, bis sie zu einer "eingefleischten Gewohnheit" werden, in "Fleisch und Blut übergegangen" sind. Ein solcher Mensch erlernt sie nur über die **Performanz**, im konkreten Vollzug. Hier geht es wirklich um das *Üben*, allerdings in einer kreativen, stimulierenden, "intrinsische Motivationen"⁸² aufbauenden und nutzenden Weise durch gezielten Einsatz von Imitations- und Synchronisationsstrategien. Das geht damit nicht unbedingt in die Richtung von traditioneller Verhaltenstherapie, indes es erfordert eine Konzeption des Lernens, wie sie in der "*komplexen Lerntheorie*" der Integrativen Therapie⁸³ entwickelt wurde. Diese Konzeption gründet im Modell des "informierten Leibes"⁸⁴, der Außeneindrücke und Binnenwahrnehmungen – etwa auf Grund

⁸¹ Vgl. Petzold 2004h

⁸² Zur Integrative Motivationstheorie vgl. Jäckel 2003

⁸³ Sieper, Petzold 2002

⁸⁴ Petzold 2002j

von *movement produced information* – aufnimmt und verarbeitet. Mit einer ängstlichen Person werden wir üben, Bewegungen zu **wollen**, zu **fühlen** und zu **denken**, und schließlich in die Performanz gehen, um sie zu **machen**, Bewegungen, die Raum greifen, Horizonte öffnen. Das ist ganz wesentlich. Zu den gewollten, gefühlten und erlebten Bewegungen kommt damit ein kognitives Moment, indem man Bewegung "denkt", *ein mentales Training*. Wenn wir in Gruppentherapien *synchronisiert* durch den Raum gehen, unterbrechen wir immer wieder einmal den Bewegungsablauf, um den weiteren Verlauf *mentalisiert* zu antizipieren. Dann erst gehen wir in die nächste Bewegungssequenz. In meiner Abteilung an der Freien Universität Amsterdam sind eine ganze Reihe Forschungsarbeiten über "mentales Training" geschrieben worden⁸⁵. Das ist in der Sportpsychologie schon ein älteres Thema, welches heute neue Aktualität gewinnt und mit bildgebenden Verfahren untersucht wird. Wir können sichtbar machen, wenn sich jemand "mental" durch den Raum bewegt. Das heißt: in "Gedanken zu tanzen", "mental" zu tanzen, ist eine wichtige Übungsmöglichkeit in den Tanz- und Bewegungstherapien. Die Verbindung zwischen leiblich vollzogenem Tanz und mentalem Tanz ist eine wesentliche therapeutische Möglichkeit und wird künftig vermehrt einzusetzen sein – besonders im gerontotherapeutischen Kontext mit eingeschränkten PatientInnen ist das nützlich. Es ist sinnvoll, *bottom-up* vorzugehen, indem man erst einmal durch synchronisierte Bewegung in der Gruppe erleben lässt, wie sich gemeinsames Bewegen "anfühlt", welche Stimmungen da sind, wie sich Stimmungen verändern. Man sollte dann aber auch *top-down* vorgehen, also von "mind" zu "muscle", von der Imagination zur Bewegung. Wenn man beginnt, von der körperlichen Bewegung auszugehen, von "muscle" to "mind" kommt, dann gelangt man nicht nur ins emotionale Erleben, sondern auch zu Gedankenbewegungen und volitiven Strebungen. Viele Bewegungsverfahren sind sehr stark emotionszentriert, zu Lasten der Kognition. Das muss sich ändern. Wenn man Bewegungsvorgänge nicht motivational und volitiv vorbereitet, kognitiv einübt und emotional erlebbar macht, so dass sie auch nachhaltig "scripten" (sich "einschreiben"), dann ist unser Lernen nicht umfassend. Also: *bottom-up* in die Bewegung gehen, die Bewegung durchleben, durchspüren lassen, willentlich bejahen und dann aber auch im Nachhall, im Nachdenken und Nachspüren die Bewegung gedanklich und erlebniskonkret nachvollziehen. Es heißt ja nicht umsonst **nachdenken**, denn es wird etwas nach-gedacht, erneut gedacht und kommt in die Vor-stellung. Weil es schon einmal im Erleben war, kann ich es herausholen, in die Vor-stellung geben, und damit verankert es sich in besserer Weise. Sie müssten daraufhin einmal Ihre Praxis überprüfen: Wie viel "mentales Training" mache ich eigentlich?

Dieses mentale Training lässt sich wieder evolutionsbiologisch rückbinden an die Gruppen, die den Tag durch die Hügel gewandert sind und abends am Lagerplatz den erlebten, erfahrenen *WEG* noch einmal in Gedanken wiederholen, ihn in der "Vor-stellung" noch einmal durchschreiten. Und dann überlegten die Menschen sich vielleicht, wie denn am nächsten Morgen die Strecke in die Berge werden könnte, leicht oder beschwerlich – eine antizipatorische *WEG*nahme. In solchen Gruppen gab es ältere, wegekundige Männer und Frauen, die die Strecke schon einmal gegangen sind und ihren Verlauf aus dem Gedächtnis reproduzieren. Sie erzählen, wie es auf dem Weg werden wird. Alle, die schon einmal diesen Pfad in die Berge gegangen sind, werden die Leistungen, die sie zu erbringen haben, antizipatorisch durchfühlen und Eventualitäten durch *proaktive* Maßnahmen etwa der Proviantierung zu begegnen suchen. Dann kommt vielleicht von draußen eine Gruppe von Jägern, die berichten, dass in der Ebene Wollnashörner stehen, und sie deshalb noch mal da herunter müssen. Die Mentalisierungen bewegen sich dann in eine andere Richtung: Das, was morgen zu tun sein wird, nämlich der Jagdzug im Morgengraun, wird "mental" vorweggenommen, weil man die Beute erlegen *will*. Vielleicht wird die Antizipation auch konkretisiert durch einen rituellen Tanz, in dem sich die Jäger in der Bewegung synchronisieren und sich auf die gemeinsame Jagd vorbereiten.

Die Höhlenmalereien aus Alt- und Jungsteinzeit verweisen auf solche Praktiken rituellen Jagdzaubers. Es gibt da sehr viele Momente, die zeigen, dass Bewegung und Mentalisierung miteinander einhergehen – höchst bewegungslebendige Malereien aus der

⁸⁵ Bosscher 2001

„Vor-stellung“⁸⁶ auf den Höhlenwänden haben deren Strukturen, Erhöhungen, Mulden genutzt, um Bewegungseffekte zu erzielen. Wieder wird einsichtig, dass Mentalisierungen nicht nur als ein kognitives Geschehen zu sehen sind, sondern das der Begriff – vom Lateinischen, Mittellateinischen *mens*, Geist, Gemüt hergeleitet – alles *Mentale* umfaßt, alles, was zu einer *Mentalität*, einer Geistes- und Gemütsart führt, d. h. das Emotionale muss immer mit einbezogen werden und auch das, was ganz klar mit der Bewegung verbunden ist, nämlich das Volitionale, der Wille, die Umsetzung einer Entscheidung in die Tat - bezogen auf die obigen Beispiele etwa: Wir *wollen* morgen eine erfolgreiche Jagd und auch noch diese Etappe in die Berge schaffen.

Der Wille und das Wollen sind sehr lange in der Psychologie vernachlässigt worden – in der Psychotherapie ohnehin. Vor dem Dritten Reich hatten wir in Deutschland eine recht gute Willenspsychologie etwa mit Narziß Ach oder mit Kurt Lewin. Diese Forschungsrichtung ist aber nach dem Zweiten Weltkrieg verschwunden, wohl auch, weil im Dritten Reich die Willenskonzeption mit einer Fehlinterpretation von Nietzsches „Willen zur Macht“ missbraucht worden ist. Erst mit Heckhausens Arbeiten zu den Volitionen und in jüngster Zeit, als die Diskussionen um den freien Willen aufkamen, wurde das Willenthema wieder vermehrt aufgegriffen. Ich habe in den letzten Jahren drei Bücher über den „Willen und die Psychotherapie“ herausgegeben, eben weil dies ein vernachlässigtes Thema ist, obwohl kaum etwas in Therapien erreicht werden kann, ohne Mitwirkung des Willens: *Wir müssen Veränderungen wollen*.

Das Wollen ist als Strebung eine vorweggenommene Bewegung, und wir können die Bewegung vorwegnehmen, weil wir solche Bewegungen schon selbst durchlaufen haben oder weil wir sie per Spiegelneuronen mitvollzogen haben. Dieses „Durchlaufen per Spiegelneuronen“ heißt, dass es ein Imitationsmodell gegeben hat, und deswegen kann ich etwas. Ich kann Bewegungen beherrschen, obwohl ich sie – aktiv körperlich – nie vollzogen habe, und zwar deshalb, weil ich sie *mental* in der Beobachtung mit vollziehen konnte. Damit wird für die Tanz- und Bewegungstherapie noch einmal das *modellgebende Vorgehen* in der klinischen Praxis zum Thema. Wir machen Bewegungen vor, zeigen Handlungen, die gesehen werden können. Damit ist schon ein Tun gegeben, denn der Patient, die Patientin kann den Vorgang mental aufnehmen, die Bewegung „im Geiste“ mit vollziehen, wobei es natürlich zu Innervationen auf der muskulären Ebenen kommt. Diese zunächst an motorische Bewegungen gebundenen Vorgänge werden bei komplexen sozialen Situationen, wie wir sie in Sozialisations- und Enkulturationsprozessen finden, unter Zugrundelegung des „komplexen Bewegungsbegriffes“ im Mentalisierungskonzept auch auf anderen Ebenen, denen des Denkens und Fühlens vollzogen. Enkulturation heißt: ich werde in eine bestimmte Kultur hineingestellt mit all ihren Bewegungsqualitäten im Denken, Fühlen, Handeln. Wenn wir hier in Süditalien wären und ich ein neapolitanischer Redner wäre, dann wäre – kulturbedingt – wahrscheinlich viel mehr an Mimik, Gestik da und es würden damit andere Synchronisationsmöglichkeiten angeboten, was sicherlich Auswirkungen auf die beobachtende Zuschauer-/ZuhörerInnschaft haben würde. Von einem richtig guten, südländischen Rhetor, wie Caesarius von Arelate, ein gallischer Bischof des fünften Jahrhunderts, wurde berichtet, dass er die Leute derart begeisterte und in den Bann schlug, dass sie in der Kirche klatschten und sich vor Begeisterung die Kehlen wund geschrien haben. Da ging es richtig zur Sache. Warum? Weil der Ansteckungseffekt eines guten Rhetors immens ist. Demagogen waren in der Regel faszinierende Redner, die Leute für ihre Ideen und Gedanken zu begeistern und sie in die gleiche Gedankenbewegung einzubinden vermochten, auf die gleiche affektive Linie synchronisieren konnten. Das funktionierte in primitiven Mentalisierungsprozessen und wirkt auch heute noch in hochkulturellen Prozessen. Alles ist über mentale Synchronisierungen vermittelt, auch Männer- und Frauenbilder, Frauen- und Männerverhalten, männliches und weibliches Fühlen, Bewegen usw. Je mehr verschiedene Gruppierungen man in einem Kulturraum findet, die aufeinander adäquat in „guter Passung“ reagieren können, desto differenzierter, multikultureller, interkultureller ist dieser Raum, denn er hat vielfältige Synchronisierungsmöglichkeiten bereitgestellt, die aus *Interesse* aufgenommen werden konnten. Unsere spätmodernen

⁸⁶ Vgl. Berthoz 2002

multikulturellen Gesellschaften bieten Möglichkeiten zu solchen Qualitäten, wenn zu einem interkulturellen Miteinander auch wechselseitiges *Inter-esse* kommt. Immer wieder müssen sich Kulturen synchronisieren, und das ist möglich, auch wenn es nicht immer einfach ist, und in dieser Möglichkeit liegen die Chancen therapeutischer Arbeit.

Abschließende Gedankenbewegungen zu therapeutischen Sozialisations- und Enkulturationsprozessen

Wenn Sie bestimmte Familien betrachten – und in jeder Familie gibt es verschiedene Linien, die der Müllers und die der Meiers, dann sehen Sie die Synchronisationsarbeit, die hier geleistet wird, denn es gibt unterschiedliche familiäre Kulturen: Spielkulturen, Festkulturen, Bewegungskulturen und auch Bewegungskulturen, (das sind Leute, die keinen aktiven Bewegungsstil haben). Mit solchen vielfältigen "mikrokulturellen" Synchronisationsphänomenen haben wir es in der Psycho-, Bewegungs- und Tanztherapie zu tun, ja wir nutzen sie in den Mikroprozessen "therapeutischer Sozialisation" und können dabei auf unser evolutionäres Erbe zurückgreifen.

Ich will nur kurz auf einige Prozesse sozialisatorischer Feinstrukturen in der Therapie und ihre Hintergründe eingehen. Es ist äußerst interessant, dass wir das Fungieren der Spiegelneuronen schon in den ersten Lebenstagen und -wochen finden. Das heißt also, unser Gehirn ist disponiert, die Spiegelneuronen sind da und arbeiten von Anfängen unseres Lebens. In Amsterdam haben wir zu diesen Prozessen im Bereich der Babyforschung intensiv gearbeitet. Meine damaligen Kollegen Hanuš Papoušek, Brian Hopkins, Laila de Groot und unsere DoktorandInnen haben sehr viele Experimente über die Art und Weise gemacht, wie Säuglinge und Eltern sich in ihrer Interaktion emotional und motorisch wechselseitig "anstecken". Hier werden Programme deutlich, die zeigen, dass wir "**Menschen der Wechselseitigkeit**" sind. Wir haben "social brains", mit Synchronisationsvorgängen, die sich beständig in der "caregiver-infant-relation" zeigen. Ich sage jetzt bewusst "care-giver" und nicht Mutter. Die einseitige Fokussierung der Mutterbeziehung, die selbst bei den Verhaltenstherapeuten im Moment durch Grawes (2004) neuerliche – enggreifende – Rezeption der älteren Bindungsforschung wieder in Mode zu kommen scheint, leidet an der *dyadischen* Zentrierung auf Mutter-Kind. Ich betonte in diesem Vortrag immer wieder: wir sind in *Gruppen* zu Menschen geworden, Kinder sind in Gruppen aufgewachsen und sozialisiert worden. Auch bei anderen Primaten sind es Gruppen, die Kinder groß ziehen. Es gibt "Tanten" und "Ziehmütter". Deswegen können Menschen schon als Säuglinge auf unterschiedliche "Caregiver" reagieren: auf die ältere Schwester, die Großmutter oder die "Supernanny", den Vater, den Patenonkel. Sie treten in Bewegungsdialoge ein, in Blickdialoge, die mimischen Dialoge, das sogenannte "vocal tennis" – das sind Synchronisationsvorgänge. Das Kind gibt einen Laut, die Mutter/der Vater nimmt den Laut auf: Ist das Kind ein bisschen weinerlich, machen die Caregiver beruhigende oder aufheiternde Laute. Die Fähigkeit, sich auf Säuglinge, Kinder, andere Menschen zu synchronisieren ist bei allen Primaten sehr hoch. Die Fähigkeiten des Kindes, sich zu synchronisieren, zu spiegeln und imitativ im Sinne unbewusster Informationsverarbeitung Impulse eines Caregivers aufzunehmen, sind beachtlich und entfalten sich in der Kleinkindphase im gemeinsamen Spiel oder im gemeinschaftlichen Gestalten, Basteln, in all den Aktivitäten der **Sympoiesis**, der gemeinsamen Gestaltung in faszinierender Weise. Die Ursprünge dieser Möglichkeiten liegen in ganz einfachen Strukturen der Synchronisierung. Wird der Säugling angelächelt, kann er schon in den ersten Lebenswochen die Lächelmimik reflektorisch aufnehmen. Das ist eine solche Synchronisation. Auf Amsterdamer Forschungsvideos mit Eltern-Kind-Interaktionen wurde eine sehr interessante Beobachtung gemacht: die Mutter lächelte ihren Säugling an, ein etwas behindertes Baby, und dieses Kind lächelte nicht zurück, es konnte seinen Tonus nicht gut steuern. Auf dem Video wurde dann zufällig auch der Vater festgehalten, der hinter dem Kind steht und die Mimik der Mutter, die mit ihm keinen Blickkontakt hat, aufnimmt. Auf seinem Gesicht hat sich ihre Mimik widergespiegelt – er wurde von ihr, der Mutter, emotional angesteckt, affiziert von nonverbalen Botschaften, die eigentlich dem Kind galten. Sie alle kennen Situationen, wo eine junge Frau mit ihrem Säugling in eine Gruppe kommt und alle Gruppenmitglieder sich um Mutter und Säugling scharen: "Ach ist der süß" und "heideidei"

und "Du-Du-Du", und alle haben eine ganz ähnliche Art von Mimik "aufgesetzt", auch die Männer, die dabei stehen. Alle synchronisieren sich auf den Säugling. Der wird dann vielleicht herumgereicht und synchronisiert sich auf die Kontaktierenden, denn er ist nicht nur auf **Dyaden** "programmiert", sondern sein genetisches Programm ist auf **Polyaden** – Mehrpersonenkommunikationen, **polyadisches Empathieren** – ausgerichtet, denn diese Fähigkeiten brauchen wir über unsere gesamte Lebensspanne hin. Alle Interagierenden zeigen gleiche oder ähnliche Mimik. Das heißt also, sie werden affiziert und sie affizieren sich wechselseitig, sie "afforden" sich, um diesen Term "affordance" aus Gibsons (1979) "ökologischer Psychologie" aufzunehmen: ein wechselseitiges Aufforderungsgeschehen⁸⁷. Das heißt also, dass wir über die gesamte frühe Sozialisation hin in den Kontakten aller Caregiver mit dem Kind Muster wechselseitiger emotionaler Ansteckung haben. Und da sich das in allen Völkerschaften findet, können wir davon ausgehen, dass es sich bei diesen Mustern, die für das von den Papoušeks so genannte "intuitive parenting" charakteristisch sind, um evolutionäre Programme handelt. In dieser emotionalen Wechselseitigkeit kommt es dann in "emotionaler Sozialisation" zur Differenzierung der Affekte. Wenn der Säugling etwa ganz erregt und hypertone ist, wütend oder jämmerlich schreit, weil er "etwas hat", versuchen die Caregiver zu beruhigen. Die Mutter oder der Vater gehen mit der Stimme herunter zu einer Beruhigungs- und Troststimme: "Oooch, komm, das tut doch nicht sooo weh!" Was geschieht, wenn die Stimme herunter geht? Dann verändert sich der Larynxtonus. Die Stimmbänder entspannen sich, der Ton wird tief und der hypertone Säugling kann sich über die Spiegelneuronen auf die Entspannung synchronisieren und beruhigen, denn diese Neuronen sind offenbar nicht nur darauf ausgelegt, über visuelle Signale zu wirken, sondern auch über akustische. Ähnliches gilt für das "cheering up", das Aufheitern, bei dem die Tonlage sich erhöht und ein abgefallener Tonus hochgestellt wird. Durch solche Kommunikationen wird der Säugling in seiner "dynamischen Regulationskompetenz"⁸⁸ – dem zentralen Modell zur Erklärung des menschlichen Funktionierens in der Integrativen Therapie – unterstützt und lernt immer besser, seinen Tonus und seine emotionalen Lagen zu steuern. All die nuancierten Emotionen, zu denen wir Menschen fähig sind, werden durch solche Prozesse von synchronisierten Mikrobewegungen, die grobe bzw. basale Emotionen differenzieren, erlernt, so dass wir ein Spektrum von ganz intensiver Freude bis zum leichten Erheitert-Sein, von schmerzgeladener Trauer, bis zu einer betrübten Gestimmtheit, einer sanften Trauerstimmung erwerben. Und natürlich werden hier auch kulturspezifische Tönungen vermittelt, denn wir werden ja in Kulturen hineingeboren. Insofern ist es wichtig, sich bewusst zu machen, in was für einer emotionalen Kultur die Menschen groß geworden sind, die wir therapieren und mit welchen Formen männlicher und weiblicher Kulturen wir es zu tun haben. In Japan z. B. geht das bis in Intonationsmuster und Formen der Sprache hinein. Das heißt nun nicht, dass die Frauen

⁸⁷ Petzold, van Beek, van der Hoek 1994

⁸⁸ Vgl. Petzold, Orth, Sieper 2005. »Der Begriff "**dynamische Regulation**" ist von zentraler Bedeutung im Integrativen Ansatz. Er stammt aus der *Biologie* und ist aus der Beobachtung lebendiger *biologischer* Systeme hergeleitet, die durch Regulationsprozesse Wirkungen *multipler Stimulierung* (Petzold 1975e, 1988f) aus den Umweltsystemen und dem eigenen organismischen Binnensystem ihre Funktionsfähigkeit aufrechterhalten, optimieren, entwickeln können. Er wurde in der russischen Physiologie und Neurobiologie von *Anokhin*, *Bernstein*, *Lurija* grundgelegt mit Konzepten wie "Steuerung, funktionelle Organisation" oder findet sich bei *Goldstein* als "organismische Selbstregulation". Heute wird er oft auch mit dem aus der *Physik* stammenden Prinzip der "**Selbstorganisation**" verbunden (Es wird in der IT am Regulationsbegriff festgehalten, weil der biologische und der physikalische Systembegriff nicht vollends gleichgesetzt werden können, denn sie sind durch einen nicht übergehbaren Parameter unterschieden: *Leben*). Mit "dynamischer Regulation" und "Selbstorganisation" werden die spontan auftretenden Prozesse der Bildung bzw. Veränderung räumlich und zeitlich geordneter Strukturen/Formen in offenen, dynamischen Systemen bezeichnet, die durch das Zusammenwirken (die "Synergie", Petzold 1974j) von Teilsystemen zustande kommen. Die nichtlineare Systemdynamik offener physikalischer Systeme fern vom thermodynamischen Gleichgewicht (*Prigogine*) ermöglicht durch Nutzung von Energie aus dem Umfeld *Selbstorganisation*. "Dynamische Regulation" ermöglicht die Erklärung von Veränderungs- und Entwicklungsprozessen als Zustandsübergänge, wie sie seit der Antike mit Begriffen wie "Metamorphose/Gestaltwandel" oder "Krisis" (Petzold 1990b) beschrieben wurden und heute Gegenstand der Theorie der "dissipativen Strukturen" (*Prigogine*), der "Katastrophentheorie" (*Thom*) oder der "Synergetik" (*Haken*) sind« (Petzold 2000h).

nicht auch die männliche Kultur kennen, sie haben sie ja im Miterleben von Männern aufgenommen. Aber es ist die Frage zu stellen, wie stark sie sie nutzen oder sich von den männlichen Mustern beeinflussen lassen.

Als Therapeutinnen und Therapeuten, als leiborientierte zumal, müssen wir uns fragen: Welche emotionale Kultur vermittele ich in meiner Art, Tanz- oder Bewegungstherapie zu machen? Das ist eine äußerst interessante und wesentliche Frage, die auch aufschlussreich ist, wenn man die Begründerinnen der Tanztherapie – es waren praktisch nur Frauen (in der Bewegungstherapie gibt es dann auch etliche Begründer) – einmal anschaut. Da gab es ja sehr unterschiedliche Persönlichkeiten, von lauten, expressiven – in stigmabelasteter Terminologie "phallisch-hysterischen" –, bis zu ganz sanften und ruhigen Menschen, großräumig-expansiv arbeitenden und sehr feinkörnig vorgehenden Protagonistinnen. Es ist äußerst spannend, sich das einmal anzuschauen. Man kann auch seine LehrtherapeutInnen daraufhin betrachten, und vor allen Dingen sollte man sich selbst anschauen: Was für eine Kultur der mentalen, d. h. kognitiven, emotionalen und volitiven Bewegung vermittele ich? Wie steht es mit dem Wollen, den Willensstrebungen? Wie viel Willenskraft vermittele ich? Wie viel Willenszwang übe ich aus? Wie viel "ethische Gewalt" (wie Judith Butler das herausgearbeitet hat) praktiziere ich und wie viel "Moralin" transportiere ich? Gibt mein Wollen dem anderen Wollen noch Raum?

Natürlich bedeuten Erziehung und Sozialisation auch, "*das Wollen eines anderen Wollens wollen zu wollen*". Es geht nicht anders. Aber es muss Platz in diesem Geschehen für den eigenen Willen des Kindes, der Patientin, des Schülers sein. Es muss genügend Raum für die Entwicklung der eigenen Bewegung von Gedanken und Gefühlen und für die eigenen Willensstrebungen da sein. Biete ich als Tanztherapeutin meinen Sozialisationsstil so an – denn Tanz- wie auch Bewegungs- und Psychotherapie sind ja Formen von Sozialisation und Enkulturation –, dass der Andere über Spiegelneuronen, Mimesis, Imitationslernen etwas *von mir und anderen Gruppenmitgliedern für sich* übernehmen kann und dabei genügend Freiraum zur Distanzierung, Spielräume zu Eigenem hat? Oder zwingt ich ihm dominant meinen Bewegungsstil, Emotions- und Denkstil, meine ästhetischen Normen auf? All das sind sehr interessante, wesentliche und nützliche Fragen, wenn wir Tanztherapie als Sozialisation/Enkulturation betrachten und wenn wir uns selber, als Frauen und Männer, prinzipiell als Menschen sehen, die über die verschiedenen Formen der Bewegung auf der Grundlage eines "komplexen Bewegungsverständnisses" die motorischen, kognitiven, die emotionalen und volitiven Bewegungen anderer Menschen, Männern und Frauen, beeinflussen, therapieren, sozialisieren – ganz gleich ob dies in heilender, gesundheitsfördernder, persönlichkeitsentwickelnder oder in ästhetischer Absicht geschieht.

Ich hoffe, Sie können aus diesem Vortrag, aus meinen tentativen evolutionsbiologischen und gendertheoretischen Überlegungen, meinen Quergängen zwischen Philosophie, Biologie, Kulturgeschichte, Literatur, Fiction Anregungen mitnehmen und auch Materialien für Diskussionen, für Ko-responsenzen und für Widerspruch, warum nicht? Denn das bringt Bewegung! Der Fluss des Heraklit strömt ohnehin weiter - Danke schön.

Zusammenfassung

Der Text entfaltet auf der Grundlage evolutionsbiologischer Materialien die philosophisch-anthropologische Konzeption eines "homo migrans", des Menschen, der auf vielfältigen *WEGEN* durch die Zeit und die Welt geht. Als Männer und Frauen unternehmen die Hominiden "bipedisch" diese Wanderung. Die Bipedie führte zu bedeutenden evolutionären Entwicklungen: Exzentrisches Bewusstsein, Zeitperspektive, polyadische Empathie, ein komplexes Bewegungsverständnis, Prozesse der *Mentalisierung* als kognitive, emotionale und volitive Bewegungen etc.. Immer werden die Überlegungen auch unter Genderperspektiven, etwa zu männlicher Aggression, angestellt, um männliche und weibliche Verhaltensweisen besser zu verstehen und auf dieser Grundlage auch differenziertere, genderspezifische therapeutische Strategien entwickeln zu können.

Summary

On the ground of material from evolutionary biology and psychology the philosophical-anthropological concept of "homo migrans" in Integrative Therapy is expounded, man that is moving on many *PATHWAYS* through time and world. These "biped" wanderings of the hominids, males and females,

led to important evolutionary developments: Eccentric consciousness, time perspective, polyadic empathy, a complex notion of movement, processes of *mentalisation*, understood as cognitive, emotional and volitive motions etc. Continuously gender perspectives are taken up, e. g. concerning male aggression, to better understand male and female behaviours and to develop on this basis more sophisticated, gender specific therapeutic strategies.

Keywords: Evolutionary psychology, gender, mentalization, male aggression, biped movement, integrative therapy and dance therapy

Literatur in Auswahl:

Soweit hier nicht aufgeführt, sind die Titel von H. G. Petzold in der jeweils neusten Version seiner Gesamtbibliographie einsehbar unter:

Petzold, H.G. (2003). Gesamtbibliographie. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm)
POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - 01/2003

Ajuriaguerra, J. de (1962). Le corps comme relation, *Revue de psychologie pure et appliquée* 2, 137-157.

Ajuriaguerra, J. de (1970): L'organisation psychomotrice et ses troubles. Paris : Manuel de Psychiatrie de l'Enfant, Masson et Cie.

Ajuriaguerra, J. de (1970): Psychomotricité. Paris: Editions medicine et hygiene.

Ackermann, H. (1997): Joachim Neander. Sein Leben – Seine Lieder – Sein Tal. Düsseldorf.

Anderson, B. S., Zinsser, J. P. (1988): A History of their Own. New York: Harper & Row; dtsh. (1992): Eine eigene Geschichte. Frauen in Europa. Zürich: Schweizer Verlagshaus.

Angermayer, E. et al. (1978): Grosse Frauen der Weltgeschichte. Wiesbaden: Löwith.

Anokhin, P. K. (1978): Beiträge zur allgemeinen Theorie des funktionellen Systems. Jena.

Arendt, H. (1970): Macht und Gewalt. München: Hanser.

Ariès, P. (1995): Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland. Frankfurt am Main. Fischer.

Bakhtin, M.M. (1981): Dialogical imagination, Austin Tx.: University of Texas Press.

Baron-Cohen, S. (2003): Vom ersten Tag an anders. Olten: Walter.

Barthel, A. (1991): Die Menschenrechte der dritten Generation. Aachen.

Bataille, G. (1978): Die Tränen des Eros, München: Matthes & Seitz, 1978, 1981.

Bataille, G. (1994): Die Erotik. München: Matthes & Seitz.

Beauvoir, S. de (1943): Le deuxième sexe. Paris: Gallimard, II vol. Neuauf.1986.

Beauvoir, S. de (1945): Le sang des autres. Paris: Gallimard, 1945.

Beauvoir, S. de (1947): Pour une morale de l'ambiguïté. Paris: Gallimard.

Beauvoir, S. de (1970): La vieillesse. Paris: Gallimard.

Beauvoir S. de (1968): Das andere Geschlecht, Sitte und Sexus der Frau, Reinbek Rowohlt-Verlag.

Beauvoir, S. de (1970): La vieillesse. Paris: Gallimard..

Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Becker-Schmidt R., Knapp G.-A. (2001): Feministische Theorien zur Einführung, Hamburg: Junius-Verlag

Bair, D. (1998): Simone de Beauvoir. Eine Biographie. München 1998.

Benhabib S. (1995): Selbst im Kontext, Gender Studies, Frankfurt edition suhrkamp,

Benhabib, S., Butler, J. Cornell, D., Fraser, N. (1995): Feminist contentions: A philosophical exchange. London: Routledge.

Berndt, J. (1995): Phänomen Manga. Comic-Kultur in Japan. Berlin.

Bernstein, N.A. (1967): The co-ordination and regulation of movements. Oxford: Pergamon Press.

Berthoz, A. (2000): The brain's sense of movement, Cambridge, London: Harvard University Press.

Bischof-Köhler, D. (2002): Von Natur anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede. Stuttgart: Kohlhammer.

Blanc, O. (1989): Olympe de Gouges. Aus dem Französischen. Wien.

Blok, A. (1995): Anthropologische Perspektiven. Einführung, Kritik und Plädoyer. Stuttgart.

Bloem, J., Moget, P., Petzold, H. G. (2004): Budo, Aggressionsreduktion und psychosoziale Effekte: Faktum oder Fiktion? – Forschungsergebnisse - Modelle - psychologische und neurobiologische Konzepte, *Integrative Therapie* 1-2, 101-149.

Böhme, G. (1985): Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Darmstädter Vorlesungen, Frankfurt: Suhrkamp.

Bonis, L. de (2004): Vom Affen zum Menschen. Heidelberg: Spektrum Compact 2004,1. Verlag Spektrum der Wissenschaft

Boschker, M.S.C. (2001): Action-Based Imagery. On the Nature of Mentally Imagined Motor Actions, Enschede/Amsterdam: PrintPartners Iskamp.

Bosinski, G. (1995): Grotte Chauvet. Altsteinzeitliche Höhlenkunst im Tal der Ardèche, herausgegeben von Sigmaringen.

Bourdieu, P. (1973): Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt. Frankfurt: Suhrkamp.

Bourdieu, P. (1997): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: Konstanzer Universitätsverlag.

- Bräuer, G. (1992): Vom Puzzle zum Bild. Fossile Dokumente der Menschwerdung, in: Funkkolleg. Der Mensch. Anthropologie heute, herausgegeben vom Deutschen Institut für Fernstudienforschung an der Universität Tübingen. Heft 2. Tübingen.
- Bräuer, G. (1997): Die Entstehungsgeschichte des Menschen, in: Brockhaus. Die Bibliothek. Grzimeks Enzyklopädie Säugetiere, Band 2. Leipzig.
- Brück B., Kahlert H. (1997): Feministische Soziologie, Frankfurt: Campus Verlag
- Brühlmann-Jecklin, E., Petzold, H.G. (2004): Die Konzepte ‚social network‘ und ‚social world‘ und ihre Bedeutung für Theorie und Praxis der Supervision im Integrativen Modell. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift - 2004.
- Buller, D. (2005). *Adapting minds: Evolutionary Psychology and the persistent quest for human nature*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Burgess, R. L., MacDonald, K. (Eds.). (2005). *Evolutionary perspectives on human development*. 2nd ed. Thousand Oaks, CA: Sage Publications.
- Buss, D.M. (1999): *Evolutionary Psychology. The New Science of the Mind*. Boston, MA: Allyn and Bacon.
- Buss, D. M. (2004²): *Evolutionäre Psychologie*. München: Pearson Studium.
- Bußmann, H., Hof, R. (2005): *Genus – Geschlechterforschung/Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Stuttgart: Kröner
- Butler, J. (1990): *Gender trouble: Feminism and th subversion of identity*. New York: Routledge.
- Butler, J. (1991), *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Butler, J. (1993): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Butler, J. (1998): *Hass spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin: Berlin-Verlag
- Butler, J. (2002): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Butler, J. (2003): *Kritik der ethischen Gewalt. Adorno-Vorlesungen*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Butler, J. (2005): *Gefährdetes Leben. Politische Essays*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Byrne, N.O'R, McCarthy, I.C. (1999): *Feminism, politics and power in therapeutic discourse: fragments from the Fifth Province*. In: *Parker* 1999, 86-102.
- Campbell, A. (2002): *A mind of her own. The evolutionary psychology of whomen*, Oxford: Oxford University Press.
- Cavendish, M. (2001): *Die gleissende Welt*. München: Scaneg.
- Cheney, D. L., Seyfarth, R. M. (1994): *Wie Affen die Welt sehen*. München. *Entdeckung des tierischen Bewußtseins*. Reinbek.
- Chodorow, N. (1996): *Gender as a personal and cultural construction*. In: *R.-E.B.*
- Clark, A. (1997): *Being There. Putting Brain, Body, and World Together Again*. Cambridge MA: MIT Press.
- Clark, A. (1999): *An Embodied Cognitive Science? Trends in Cognitive Sciences* 3 (9): 345-51.
- Cöllen, M. (1984): *Laß uns für die Liebe kämpfen. Der neue Weg aus der Partnerkrise: Gestalttherapie für Paare*. München: Kösel Verlag.
- Cöllen, M. (1989): *Das Paar. Menschenbild und Therapie der Paarsynthese*. München: Kösel Verlag.
- Cöllen, M. (1997): *Paartherapie und Paarsynthese - Lernmodell Liebe*. Wien: Springer Verlag,
- Cöllen, M. (2005): *Liebe deinen Partner wie dich selbst - Regeln und Rituale für Paare. Wege für Paare aus narzisstischen Krisen. Gütersloh: Gütersloherverlagshaus*.
- Commichau, G. (1985⁵): *Die Entwicklung der Menschen- und Bürgerrechte von 1776 bis zur Gegenwart*. Göttingen.
- Conroy, G.C. (1997): *Reconstructing Human Origins: A Modern Synthesis*. New York: Norton.
- Corballis, M. C., Lea, S. E. G. (1999): *The decent of mind. Psychological perspectives on hominid evolution*. Oxford: Oxford University Press.
- Cottegnies, L., Weitz, N. (2004): *Authorial Conquest: Essays on Genre in the Writings of Margaret Cavendish*. Madison, NJ: Fairleigh Dickinson University Press.
- Czerwionka, M. (1991ff): *Lexikon der Comics (Loseblattsammlung)*, Meitingen.
- Dannecker, M., Reiche, R. (2000): *Sexualität und Gesellschaft. Festschrift für Volkmar Sigusch*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Darwin, Ch. (1872): *The expression of emotion in man and animals*, London: John Murray.
- Darwin, Ch. (1877): *A biographical sketch of an infant*, *Mind* 2, 285-294.
- Darwin, Ch (1980): *Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl (On the origin of species by means of natural selection 1859)* Reclam, Stuttgart 1980.
- Darwin, R.Ch. (1982): *Erinnerungen an die Entwicklung meines Geistes und Charakters (Autobiographie)*. Köln: Aulis.
- Darwin, R.Ch. (1998): *The expression of emotions in man and animals*. Hg. und kommentiert von Paul Ekman. Oxford: Oxford University Press
- Darwin, Ch. (1884): *Der Ausdruck der Gemütsbewegungen beim Menschen und den Tieren*, Leipzig: Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung.
- Dawkins, R. (1989). *The selfish gene*. New ed. Oxford: Oxford University Press.
- Dawkins, R. (1991). *The blind watchmaker*. Harmondsworth, UK: Penguin.
- Davidson, R. J. (2000): *Affective Style, Psychopathology, and Resilience: Brain Mechanisms and Plasticity*. *American Psychologist* 55, 1196-1214.
- Davidson, R. J., Jackson, D. C., Kalin, N. H. (2000): *Emotion, plasticity, context, and regulation: Perspectives from affective neuroscience*. *Psychological Bulletin* 126, 890-906.

- Derrida, J. (1992): "Être juste avec Freud", in: *Roudinesco, E., Penser la folie. Essais sur Michel Foucault*, Paris, S. 139-195.
- Derrida, J. (1997): *Cosmopolites de tous les pays, encore en effort*. Paris: Gallimard.
- Diels, H., Kranz, W. (1961): *Die Fragmente der Vorsokratiker*, 3 Bde., Berlin: de Gruyter.
- Doormann, L. (1993): *Ein Feuer brennt in mir. Die Lebensgeschichte der Olympe de Gouges*. Weinheim.
- Dronke, P. (1985): *Women writers of the middle ages: A critical study of texts from Perpetua to Marguerite Porete*. New York. Cambridge University Press.
- Duby, G., Perrot, M. (1993-1995): *Geschichte der Frauen*. 5Bände. Frankfurt am Main.
- Dunbar, R. (1998): *Klatsch und Tratsch. Wie der Mensch zur Sprache fand*. München.
- Franz X. Eder (2002): *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*. München: Beck.
- Eickelpasch, R., Rademacher, C. (2004): *Identität*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Enderwitz, U. (1999): *Die Sexualisierung der Geschlechter – Eine Übung in negativer Anthropologie*. Freiburg/Br.: Ça Ira
- Ennen, E. (1994): *Frauen im Mittelalter*. München.
- Evans, M. (1999): *Simone de Beauvoir. Ein feministischer Mandarin*. Münster.
- Fahrenberg, J. (2004): *Annahmen über den Menschen*, Heidelberg: Asanger.
- Filippini, H. (1998, 2000): *Dictionnaire encyclopédique des héros et auteurs de Bande Dessinée*. Grenoble.
- Flammer, A. (1990): *Erfahrung der eigenen Wirksamkeit. Einführung in die Psychologie der Kontrollmeinung*, Bern: Huber.
- Fonagy, P., Target, M. (2004): *Frühe Interaktion und Entwicklung der Selbstregulation*. In: *Streeck-Fischer (2004)* 105-135.
- Fischer, E.P., Wiegand, K. (2003): *Evolution. Geschichte und Zukunft des Lebens*.
- Fonagy, P., Target, M. (2004): *Frühe Interaktion und Entwicklung der Selbstregulation*. In: *Streeck-Fischer (2004)* 105-135.
- Foucault, M. (1996): *Diskurs und Wahrheit. Die Berkely Vorlesungen*, Berlin: Merve.
- Fouts, R., Mills, S.T. (1998): *Unsere nächsten Verwandten. Von Schimpansen lernen, was es heißt, ein Mensch zu sein*. München: Limes.
- Goodall, J. (1991): *Wilde Schimpansen*. Reinbek. Rowohlt.
- Goodall, J., Peterson, D. (1994): *Von Schimpansen und Menschen*. Reinbek: Rowohlt.
- Fooker, I. (2005): *Eros und Sexualität im mittleren und höheren Erwachsenenalter*. In: *Filipp, S.-H., Staudinger, U. M. (2005): Entwicklungspsychologie des mittleren und höheren Erwachsenenalters. Enzyklopädie der Psychologie C V, 6*. Göttingen: Hogrefe, S. 715-738.
- Fouts, R., Mills, S.T. (1998): *Unsere nächsten Verwandten. Von Schimpansen lernen, was es heißt, ein Mensch zu sein*. München: Limes.
- Fried, J. (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*. München: C. H. Beck.
- Freeman, W.J. (1995): *Societies of Brains*. Mahwah NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Freeman, W.J. (1996): *Three centuries of category errors in studies of the neural basis of consciousness and intentionality*. *Neural Networks* 10, 1175-83.
- Freeman, W.J. (1999): *How Brains Make Up Their Minds*. London: Weidenfeld and Nicolson.
- Freeman, W.J. (2000): *Neurodynamics. An Exploration of Mesoscopic Brain Dynamics*. London: Springer-Verlag.
- Frühmann, R. (1985): *Frauen und Therapie*, Paderborn: Junfermann.
- Gabbard, G. O. (2000): *A neurobiological informed perspective on psychotherapy*, *British Journal of Psychiatry* 177, 117-122.
- Gallese, V. (2001): *From Grasping to Language: Mirror Neurons and the Origin of Social Communication*. *Towards a Science of Consciousness Section 4: Vision and Consciousness -- Introduction. CogNet Proceedings*.
- Gallese V., Goldman, A. (1998): *Mirror neurons and the simulation theory of mind-reading*, *Trends in Cognitive Sciences* 2, 493-511.
- Gaumer, P., Moliterni, C. (2001): *Dictionnaire mondial de la bande dessinée*, Paris.
- Gehlen, A. (1956): *Urmensch und Spätkultur: Philosophische Ergebnisse und Aussagen*, Wiesbaden: Aula, 1986⁵.
- Gehlen, A. (1961): *Anthropologische Forschung*, Reinbek: Rowohlt.
- Geissmann, T. (2002): *Vergleichende Primatologie*. Berlin: Springer.
- GEO Wissen, Heft 2/1998: *Die Evolution des Menschen*. Hamburg 1998.
- Gerhard, U. (1995): *Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung*. Reinbek.
- Gibson, J. J. (1979): *Senses considered as perceptual systems*, Boston: Houghton Mifflin.
- Gibson, J.J. (1979a): *The ecological approach to visual perception*, Boston: Houghton Mifflin; dtsh. *Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung*, Urban & Schwarzenberg, München 1982.
- Gibson, J. J. (1982): *The concept of affordance in development: The renaissance of functionalism*, in: *Collins, N.A., The concept of development* Hillsdale: Erlbaum.
- Giebel, M. (2002): *Sappho*. Reinbek.
- Gieseke, W. (2001): *Handbuch zur Frauenbildung*, Opladen: Leske+Budrich
- Goodall, J. (1990): *Ein Herz für Schimpansen. Meine 30 Jahre am Gombe-Strom*. München.
- Goodall, J. (1993): *Menschenaffen*. Berlin.
- Gould, S. J. (1994): *Zufall Mensch*. München.
- Goodall, J., Peterson, D. (1994): *Von Schimpansen und Menschen*. Reinbek: Rowohlt.
- Gould, S.J. (2002): *The structure of evolutionary theory*. Cambridge: Belknap, Harvard University Press.
- Gransee, C. (1998): *Grenz-Bestimmungen. Erkenntniskritische Anmerkungen zum Naturbegriff von Donna Haraway*, in *Knapp G.-A.(Hg.), Kurskorrekturen* Frankfurt Campus Verlag
- Grawe, K. (1998): *Psychologische Therapie*. Göttingen: Hogrefe; americ. Ausg, *Psychological Psychotherapy*: Seattle, Toronto: Hogrefe.
- Grawe, K. (2004): *Neuropsychotherapie*. Göttingen: Hogrefe.

- Greber Bretscher F./Albertini v. U./Eberle S. (1997/98): Feminismus und Gestalttherapie/Integrative Therapie, in: *Gestalt und Integration Sonderheft 2/1996 – 2/1998*, Bd.2, Paderborn: Junfermann Verlag.
- Grimby, S. (2003): *Großer Atlas der Forscher und Entdecker*. München.
- Grundmann, M. (2006): *Sozialisation. Skizze einer allgemeinen Theorie*. Konstanz: UTB.
- Haeberle, E. J. (2003): *Die Sexualität des Menschen*. Handbuch und Atlas. München: Dtv.
- Haeberle, E. J. (2005): *dtv-Atlas Sexualität*. München: Dtv.
- Haken, H., Haken-Krell, M. (1997): *Gehirn und Verhalten*, Stuttgart: DVA.
- Happé, F., Ehlers, S., Fletscher, P., Frith, U., Johansson, M., Gillberg, C., Dolan, R., Frackowiak, R., Frith, C., "The theory of mind" in the brain. Evidence from a PET scan study of Asperger Syndrome, *Neuroreport* 8 (1996) 197 – 201.
- Haraway, D. (1995): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt Campus.
- Harris, M. (1996): *Menschen. Aus dem Amerikanischen*. München.
- Hass, W., Petzold, H.G. (1999): Die Bedeutung der Forschung über soziale Netzwerke, Netzwerktherapie und soziale Unterstützung für die Psychotherapie - diagnostische und therapeutische Perspektiven. In: *Petzold, Märtens (1999a) 193-272*.
- Hassis, H.G. (1984): *Spuren der Besiegten*, 3 Bde. Reinbek: Rowohlt.
- Heft, H. (2001): *Ecological Psychology in Context*. Mahwah, NJ, London: Lawrence Erlbaum.
- Heidel, A. (1971): *The Gilgamesh epic and Old Testament parallels*. Chicago, Illinois.
- Hellinger, B. (1995a): *Familien stellen mit Kranken*. Lehrvideo (3 Bände und Begleitbuch). Heidelberg: Carl Auer.
- Hellinger, B. (1995b): "Wenn man den Eltern Ehre erweist, kommt etwas tief in der Seele in Ordnung". Ein Interview. *Psychologie Heute* 6, 22-26.
- Hildegard von Bingen (1922): *Schriften*. Leipzig: Insel Verlag.
- Henke, W., Rothe, H. (1994): *Paläoanthropologie*. Berlin.
- Henze, D. (1978ff): *Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde*. Graz.
- Herpertz-Dahlmann, B., Resch, F., Schulte-Markwort, M., Warnke, A. (2004): *Entwicklungspsychiatrie. Biopsychologische Grundlagen und die Entwicklung psychischer Störungen*. Stuttgart: Schattauer.
- Hernegger, R. (1982): *Psychologische Anthropologie*, Weinheim: Beltz.
- Hernegger, R. (1989): *Anthropologie zwischen Soziobiologie und Kulturwissenschaft*. Bonn: Habelt.
- Herold H.K. (2001): *Feminismus – quo vadis?*, in: *Das Argument* 241, 43. Jahrgang Heft 3, Berlin: Argument Verlag.
- Heuring, M., Petzold, H. G. (2003): "Emotionale Intelligenz" (Goleman), "reflexive Sinnlichkeit" (Dreizel), "sinnliche Reflexivität" (Petzold) als Konstrukte für die Supervision. - Bei www.fpi-publikationen.de/supervision - SUPERVISION: *Theorie – Praxis – Forschung*. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift - 14/2003
- Hobsbawm, E. (2003): *Das Zeitalter der Extreme (1914-1991)*. München: Hanser.
- Hofbauer, A. L. (2001): *Meine Taube / in den Felßlöchern / im Verborgenen der Steinritzen*, in: *Matejovski et al.* (2001) 32-54.
- Höffe, O. (1995): *Eine Weltrepublik als Minimalstaat*. *Universitas* 6003, 885-899.
- Höffe, O. (1996): *Immanuel Kant*. München: Beck.
- Höffe, O. (2004): *Kants Kritik der Reinen Vernunft. Die Grundlegung der modernen Philosophie*. München: Beck.
- Horn, P.L. (1985): *Marguerite Yourcenar*. Boston: Mass.
- Hornung, U. (2001): *Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktionen der Geschlechterordnung in Frauenforschung, Frauenbewegung, Frauenpolitik*. Münster.
- Humboldt, A. von (2004): *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. [1845]*. Frankfurt: Eichborn.
- Hurrelmann, K. (2002): *Einführung in die Sozialisationstheorie*. 8. Aufl. Weinheim: Beltz.
- Hüther, G. (1996): *The central adaptation syndrome. Psychosocial stress as a trigger for adaptive modifications of brain structure and brain function*. *Progress in Neurobiology* 48, 569-612.
- Hüther, G. (1998): *Stress and the adaptive self-organization of neuronal connectivity during early childhood*. *International Journal of Developmental Neuroscience* 16, 297-306.
- Hüther, G. (1999): *Der Traum vom stressfreien Leben*. *Spektrum der Wissenschaft. Dossier* 3, 6-11.
- Hüther, G., Adler, L., Rüter, E. (1999): *Die neurobiologische Verankerung psychosozialer Erfahrungen*. *Zeitschrift für psychosomatische Medizin und Psychotherapie* 45, 2-17.
- Hüther, G., Rüter, E. (2003): *Die nutzungsabhängige Reorganisation neuronaler Verschaltungsmuster im Verlauf psychotherapeutischer und pharmakologischer Behandlungen*. In: *Schipek (2003) 224-234*.
- Hurrelmann, K., Kolip, P. (2002): *Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Männer und Frauen im Vergleich*. Bern: Huber.
- Irigaray L. (1991): *Die Zeit der Differenz*, Frankfurt: Campus Verlag
- Joseph G. (1993): *Schwarzer Feminismus*, München: Orlanda Frauenverlag.
- Jäckel, B. (2001): *Motive und Motivation als Grundlage menschlichen Verhaltens. Überlegungen zu einer integrativen Motivationstheorie*. *Integrative Therapie* 1, 145.
- Jaynes, J. (1988): *Der Ursprung des Bewußtseins durch den Zusammenbruch der bikameralen Psyche*, Reinbek: Rowohlt.
- Janet, P. (1919) *Les médicaments psychologiques*, 3 Bde., Paris: Alcan.
- Jacquemin, G. (1985): *Marguerite Yourcenar*. Lyon.
- Jantzen, W., Holodynski, M. (1992): *A. R. Lurija heute*. Bremen.
- Johanson, D., Edey, M. (1994²): *Lucy. Die Anfänge der Menschheit*. München.
- Joeres, B., Laslett (1996): *The second signs reader. Feminist Scholarship, 1983-1996*. Chicago: Chicago University Press.
- Joseph, G. (1993): *Schwarzer Feminismus*. Orlanda Frauenverlag

- Kavemann B. (2001): Strukturelle Gewalt gegen Frauen und die politischen Rahmenbedingungen, in: *Satilmis A./Jacobs T.* (Hg.), *Feministischer Eigensinn*, Hamburg: Argument Verlag
- Kelso, J.A.S. (1995): *Dynamic patterns: The self-organization of brain and behavior*. Cambridge, MA: The MIT Press.
- Kemp, T. S. (2005): *The Origin & Evolution of Mammals*. Oxford: Oxford University Press.
- Kennair, L. E. O. (2002). Evolutionary psychology: An emerging integrative perspective within the science and practice of psychology. *Human Nature Review*, 2, 17-61.
- Kennair, L. E. O. (2004): Evolutionspsykologi. En innføring i menneskets natur. Trondheim: Akademisk Forlag.
- Kennair, L. E. O. (2003d). Evolutionary psychology and psychopathology. *Current Opinion in Psychiatry*, 16, 691-699.
- Kennair, L. E. O. (2005). The evolving science of the developable. *Evolutionary Psychology*, 3, 216-226
- Keynes, R. (2001): *Annie Schatulle, Charles Darwin, seine Tochter und die menschliche Evolution*, London: Verlag Fourth Estate.
- Klettenhammer S., Pöder E. (2000): *Das Geschlecht, das sich (un)eins ist. Frauenforschung und Geschlechtergeschichte in den Kulturwissenschaften..* Innsbruck.
- Klein, A. (1994): *Zivilgesellschaft und Demokratie*, Opladen.
- Klug, U. (1988): *Menschen- und Bürgerrechte*. Stuttgart.
- Kluge, F. (1963): *Etymologisches Wörterbuch*. Berlin: de Gruyter.
- Knapp G.-A. (Hg.), (1998a): *Kurskorrekturen*, Frankfurt: Campus Verlag
- Knapp G.-A. (1998b): *Postmoderne Theorie oder Theorie der Moderne? Anmerkungen aus feministischer Sicht*, in: *Kurskorrekturen*, Frankfurt: Campus Verlag
- Kühn, R., Petzold, H.G. (1992): *Psychotherapie & Philosophie*, Paderborn: Junfermann.
- Kurzweil, R. (2000): *Homo sapiens: Leben im 21. Jahrhundert. Was bleibt vom Menschen?* München: ECON-Verlag und Kiepenheuer & Witsch.
- McCloud, S. (1994): *Comics richtig lesen*. Hamburg.
- Kingdon, J. (1997): *Und der Mensch schuf sich selbst. Das Wagnis der menschlichen Evolution*. Frankfurt am Main.
- Koestler, A. (1993): *Der Mensch, Irrläufer der Evolution*. Frankfurt am Main.
- Knippers, R. (2001): *Molekulare Genetik*. Stuttgart.
- Kropotkin, P. (1904): *Gegenseitige Hilfe*. Berlin: Cramer 1977.
- Lamacz-Koetz, I., Petzold, H. G. (2004): *Die Bedeutung der Spiegelneuronen für die Supervision*. Bei www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm - *SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift* - 2004.
- Lauth, H.-J. (19297): *Zivilgesellschaft im Transformationsprozeß. Länderstudien zu Mittelost- und Südeuropa, Asien, Afrika, Lateinamerika und Nahost*. Mainz.
- Leakey, R. (1997): *Die ersten Spuren. Über den Ursprung des Menschen*. München.
- Leaska, M. A. (1998): *Granite and rainbow. The hidden life of Virginia Woolf*. New York.;
- LeDoux, J.E. (2003): *Das Netz der Persönlichkeit. Wie unser Selbst entsteht*. Düsseldorf: Patmos.
- Lerner, G. (1995): *Frauen und Geschichte*, 2 Bände. Frankfurt am Main .
- Lewin, R. (1995): *Die Herkunft des Menschen*. Heidelberg.
- Li, C., Hombert, J.-M. (20029: On the evolutionary origin of language, in: *Stamenov, Gallese* (2002) 175-206.
- Lorenz, K. (1965): *Über tierisches und menschliches Verhalten*. 2 Bände: München / Zürich: Piper
- Lorenz, K. (1973): *Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit*. (Neuausgabe als: Serie Piper, Bd.50.
- Lorenz, K. (1978): *Vergleichende Verhaltensforschung oder Grundlagen der Ethologie*. Wien / New York: Springer.
- Lorenz, K. (1983): *Der Abbau des Menschlichen*. München: Piper.
- Lorenz, K. (1997): *Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte des menschlichen Erkennens*. München, Zürich: Piper.
- Lurija, A.R (1966): *Human Brain and Psychological Processes*. New York.
- Lurija, A.R. (1970): *Die höheren kortikalen Funktionen des Menschen und ihre Störungen bei örtlichen Hirnschädigungen*. Berlin.
- Lurija, A.R. (1973): *The working brain*. Harmondsworth: Penguin.
- Lurija, A.R. (1976): *Reduktionismus in der Psychologie*. In *Zeier, H.* (hrsg.): *Die Psychologie des 20. Jh.* Zürich: Kindler und in *Zeier, H.* (1984): *Lernen und Verhalten*, Bd. I, *Lerntheorien*. Weinheim: Beltz: 1984, 606-614.
- Lurija, A.R. (1978): *Zur Stellung der Psychologie unter den Sozial- und Biowissenschaften*. *Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge* 31 (1978) 640-647.
- Lurija, A. R. (1982): *Sprache und Bewusstsein*. Köln.
- Lurija, A. R. (1992): *Das Gehirn in Aktion. Einführung in die Neuropsychologie*. Reinbek: Rowohlt. 6. Aufl. 2001.
- Lurija, A. R. (1993): *Romantische Wissenschaft*. Reinbek: Rowohlt.
- Märtens, M., Petzold, H.G. (1995a): *Perspektiven der Psychotherapieforschung und Ansätze für integrative Orientierungen*. *Integrative Therapie* 1, 7-44.
- Machatschke, R. (1994): *Völkerwanderung. Von der Antike zum Mittelalter. Die Wandlung des römischen Reichs und das Werden Europas*. Wien.
- Marc Aurel, (1998): *Wege zu sich selbst*, Hrsg. *Nickel, R.* griech./dtisch. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Marcel, G. (1945): *Homo Viator*, Paris: Alcan; dtisch. Düsseldorf: Bastion 1949.
- Marcel, G. (1964): *Philosophie der Hoffnung*, München: List.
- Marková, I. (2003): *Dialogicality and Social Representations*. Cambridge: Cambridge Univ. Press.

- Marven, N. (1997): Nomaden der Tierwelt. München: Frederking & Thaler.
- Matejovski, D., Kamper, D., Weninger, G.-C. (2001): Mythos Neandertal. Frankfurt: Campus.
- Maturana, H.R. (1981): Erkennen: die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit, Braunschweig: Vieweg.
- Maturana, H.R., Varela, F.J. (1987): Der Baum der Erkenntnis. Wie wir die Welt durch unsere Wahrnehmung erschaffen – die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens, Bern: Scherz.
- Maurer M. (2002): Sexualdimorphismus, Geschlechtskonstruktion und Hirnforschung, in: Pasero U., Gottburgsen A. (Hrsg.), (2002): Wie natürlich ist Geschlecht?, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Mayr, E. (1994): Und Darwin hat doch recht, Charles Darwin, seine Lehre und die moderne Evolutionsbiologie, München, Zürich: Piper.
- Mayr, E. (2001): *What Evolution Is*. Basic Books. New York.
- Mayr, E. (2004): What makes biology unique? Considerations on the Autonomy of a Scientific Discipline. Cambridge University Press. New York.
- Mayr, E. (2005): Konzepte der Biologie. Stuttgart: Hirzel.
- Mitscherlich, M. (1990): Über die Mühsal der Emanzipation, Frankfurt: Fischer
- Meder, A. (1993): Gorillas. Ökologie und Verhalten. Berlin.
- Merzenich, M. M., Kaas, J. H., Wall, J., Nelson, R. J., Sur, M., Felleman, D. (1983): Topographic reorganization of somatosensory cortical areas 3b and 1 in adult monkeys following restricted deafferentation. *Neuroscience* 8, 33-55.
- Metz-Göckel, S., Nyssen, E. (1990).. Frauen leben Widersprüche. Zwischenbilanz der Frauenforschung, Weinheim
- Monroe, K. R. (1996): The heart of altruism: perceptions of a common humanity. Princeton N.J.: Princeton University Press.
- Morris, D. (1968): Der nackte Affe: München: Droemer Knaur.
- Morris, D. (1982): Liebe geht durch die Haut. Die Naturgeschichte des Intimverhaltens. München: Droemer Knaur.
- Morris, D. (2004): Die nackte Eva. Der weibliche Körper im Wandel der Kulturen. München: Heyne.
- Moscovici, S. (2001): Social Representations. Explorations in Social Psychology, New York: New York University Press.
- Müller, L., Petzold, H.G. (1999): Konzepte moderner Identitäts- und Lifestyle-Psychologie. *Integrative Therapie* 2-3, 187-250.
- Mysterud, I. (2003): Mennesket og moderne evolutionsteori. Oslo: Gyldendak Akademisk.
- Musonius, s. Nickel
- Nagl-Docekal H., Pauer-Studer H. (1993): Jenseits der Geschlechtermoral, Frankfurt: Fischer.
- Neander, J. (1984): Bundes Lieder und Dankpsalmen von 1680. Köln.
- Nickel, R. (1987): Epictet, Teles, Musonius, Wege zum glückseligen Leben. Übers. R. Nickel, München: Fink.
- Nunner-Winkler, G. (1995): Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik, München.
- Nuñez, R. Freeman, W. J. (1999): Reclaiming Cognition: The Primacy of Action, Intention and Emotion. New York: Imprint Academic
- Oldstone-Moore, J. (2003): Understanding Taoism. London.
- Opitz, P. J. (1997): Der globale Marsch. Flucht und Migration als Weltproblem. München.
- Orth, I. (2002): Weibliche Identität und Leiblichkeit – Prozesse "konvivialer" Veränderung und Entwicklung – Überlegungen für die Praxis, Düsseldorf/Hückeswagen, FPI-Publikationen. www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm: POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit – 15/2002, auch in *Integrative Therapie* 4, 2002, 303-324.
- Orth, I., Petzold, H.G. (1993c): Zur "Anthropologie des schöpferischen Menschen". In: Petzold, Sieper (1993a) 93-116.
- Orth, I., Petzold, H.G. (1998a). Heilende Bewegung - die Perspektive der Integrativen Leib- und Bewegungstherapie. In: Illi, U. Breithecker, D., Mundigler, S. (Hrsg.). (1998): Bewegte Schule. Gesunde Schule. Zürich: Internationales Forum für Bewegung (IFB), S. 183-199.
- Pasero U., Braun, F. (1993): Frauenforschung in universitären Disziplinen. Opladen.
- Paul, A. (1998): Von Affen und Menschen. Darmstadt.
- Perrig, W., Wippich, W., Perrig-Chiello, P. (1993): Unbewusste Informationsverarbeitung, Bern: Huber.
- Peterson, D., Goodall, J. (1994): Von Schimpansen und Menschen. Reinbek 1994.
- Petzold, H.G. (1979n): Die Zeit zu kurz betrachtet, *Integrative Therapie* 4, 331-332.
- Petzold, H.G. (1981e): Das Hier-und-Jetzt-Prinzip in der psychologischen Gruppenarbeit, in: C. Bachmann, Kritik der Gruppendynamik, Fischer, Frankfurt 1981, S. 214-299.
- Petzold, H.G. (1981h): Leibzeit, *Integrative Therapie* 2/3, S. 167-178; auch in: Kamper, D., Wulf, Ch., Die Wiederkehr des Körpers, Suhrkamp, Frankfurt 1982, 68-81.
- Petzold, H.G. (1986g): Zeit und Psychotherapie. *Integrative Therapie* 3, 155-162.
- Petzold, H.G. (1988c): Heraklitische Wege - Gestalttherapie und Integrative Therapie: Bezüge, Gemeinsamkeiten und Divergenzen, in: Latka, H.F., Maak, N., Merten, R., Trischkat, A., Gestalttherapie und Gestaltpädagogik zwischen Anpassung und Auflehnung. Dokum. d. Münchner Gestalt-Tage '87, 34-92.
- Petzold, H.G., (1988n): Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. Ausgewählte Werke Bd. I, 1 und I, 2 Junfermann, Paderborn, 3. revid. und überarbeitete Auflage 1996a.
- Petzold, H.G. (1991 I): Menschenbilder als bestimmendes Moment von Grundhaltungen und Konzepten in der Drogenhilfe, Eröffnungsvortrag auf dem 14. Bundeskongress. 10.-13. Juni 1991, FDR, in: Was hilft! Grundhaltung - Menschenbild - Konzepte, Fachverband Drogen und Rauschmittel, Braunschweig 1992, 16 - 41, und erw. in: *Gestalt und Integration* 1, 1994, 7-32.

- Petzold, H.G. (1991o): Zeit, Zeitqualitäten, Identitätsarbeit und biographische Narration - Chronosophische Überlegungen, , Bd. II, 1 (1991a) S. 333-395; (2003a) S. 299 - 340.
- Petzold, H.G. (1994j): Psychotherapie und Babyforschung, Bd. 2: Die Kraft liebevoller Blicke. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G. (1999p): Psychotherapie der Zukunft - Reflexionen zur Zukunft und Kultur einer korrespondierenden und evidenzbasierten Humantherapie. *Integrative Therapie* 4, 338-393
- Petzold, H.G. (2001a): Integrative Therapie – Das "biopsychosoziale" Modell kritischer Humantherapie und Kulturarbeit. Ein "lifespan developmental approach". Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G. (2001m): Trauma und "Überwindung" – Menschenrechte, Integrative Traumatherapie und "philosophische Therapeutik", *Integrative Therapie*, 4, 344-412;
- Petzold, H.G. (2001p/2004): "Transversale Identität und Identitätsarbeit". Die Integrative Identitätstheorie als Grundlage für eine entwicklungspsychologisch und sozialisationstheoretisch begründete Persönlichkeitstheorie und Psychotherapie – Perspektiven "klinischer Sozialpsychologie". Düsseldorf/Hückeswagen, bei www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - 10/2001, Update 2004, *Integrative Therapie* 4, 2004.
- Petzold, H.G. (2002j): Das Leibsubjekt als "informierter Leib" – embodied and embedded. Leibgedächtnis und performative Synchronisationen. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit 07/2002 und in 2003a, 1051-1092.
- Petzold, H. (2003a): Integrative Therapie. 3 Bde. Paderborn: Junfermann, überarb. und ergänzte Neuauflage von 1991a/1992a/1993a.
- Petzold (2003e): Menschenbilder und Praxeologie. 30 Jahre Theorie- und Praxisentwicklung am "Fritz Perls Institut für Integrative Therapie, Gestalttherapie und Kreativitätsförderung" (1972-2002) Teil I, *Gestalt* 46 (Schweiz) 3-50.
- Petzold, H. G. (2003g): Lebensgeschichten erzählen. Biographiearbeit, narrative Therapie, Identität. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G. (2004b): Referenztheoretiker der Integrativen Therapie. Bei: www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - 1/2004.
- Petzold, H. G. (2004h): Der "informierte Leib im Polylog" - ein integratives Leibkonzept für die nonverbale/verbale Kommunikation in der Psychotherapie, in: *Hermer, M.*, Nonverbale Kommunikation in der Psychotherapie. Tübingen: dgtv
- Petzold, H. G. (2004i): Wege zum Selbst – Körpertherapie – Kampfkunst – Lebenskunst. Hrsg. *Integrative Therapie* Schwerpunktheft 1-2.
- Petzold, H. G. (2004j): INTEGRATIVE TRAUMATHERAPIE UND "TROSTARBEIT" – ein nicht-exponierender, leibtherapeutischer und lebenssinnozierter Ansatz risikobewusster Behandlung. Bei: www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - 03/2004
- Petzold, H. G. (2005a): Mit alten Menschen arbeiten. Bd. 2: Psychotherapie – Lebenshilfe – Integrationsarbeit. Stuttgart: Pfeiffer bei Klett-Cotta.
- Petzold, H. G. (2005p): In memoriam Paul Ricœur 27. 2. 1913 - 20. 5. 2005 - "Vernetzendes Denken". Die Bedeutung der Philosophie des Differenz- und Integrationsdenkens für die Integrative Therapie, *Integrative Therapie* 4, 2005
- Petzold, H. G. (2005r): Entwicklungen in der Integrativen Therapie als "biopsychosozialökologisches" Modell – Überlegungen zu Hintergründen und proaktiven Perspektiven. "Integrative Therapie" 40 Jahre "auf dem Wege und auf der Suche" www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - Jg. 2005
- Petzold, H.G., *Beek, Y van, Hoek, A.-M. van der*, (1994a): Grundlagen und Grundmuster "intimer Kommunikation und Interaktion" - "Intuitive Parenting" und "Sensitive Caregiving" von der Säuglingszeit über die Lebensspanne. In: *Petzold* (1994j) 491-646.
- Petzold, H.G., *Josić, Z., Erhardt, J.* (2003): Integrative Familientherapie als "Netzwerkintervention" bei Traumabelastungen und Suchtproblemen bei www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm. POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - 03/2003 und bearb. in: *Petzold, Schay, Scheiblich* (2005).
- Petzold, H. G., *Müller, M.* (2005): MODALITÄTEN DER RELATIONALITÄT – Affiliation, Reaktanz, Übertragung, Beziehung, Bindung – in einer "klinischen Sozialpsychologie" für die Integrative Supervision und Therapie. In: *Petzold, H. G.*, Integrative Supervision, 2. Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. (in Vorber.)
- Petzold, H.G., *Orth, I.* 1985a (Hrsg.). Poesie und Therapie. Über die Heilkraft der Sprache. Poesietherapie, Bibliothherapie, Literarische Werkstätten, Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H. G., *Orth, I.* (2004b): "Unterwegs zum Selbst" und zur "Weltbürgergesellschaft" - "Wegcharakter" und "Sinn dimension" des menschlichen Lebens aus Integrativer Perspektive Hommage an Kant. Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf. Repr. in: *Petzold, Orth* (2005).
- Petzold, H. G., *Orth, I.* (2005): Sinn, Sinnerfahrung, Lebenssinn in Psychologie und Psychotherapie, 2. Bde. Bielefeld: Sirius bei Aisthesis.
- Petzold, H. G., *Orth, I, Sieper, J.* (2005): Erkenntniskritische, entwicklungspsychologische, neurobiologische und agogische Positionen der "Integrativen Therapie" als "Entwicklungstherapie" Grundlagen für Selbsterfahrung in therapeutischer Weiterbildung, Supervision und Therapie – Theorie, Methodik,

- Forschung. In: *Petzold, H.G., Schay, P., Scheiblich, W.* (2005): Integrative Suchttherapie. Bd. II. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Petzold, H. G., Regner, F.* (2005): Integrative Traumatherapie – engagierte Praxis für Gerechtigkeit – Menschenrechte. [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - Jg. 2005
- Petzold, H.G., Schay, P., Scheiblich, W.* (2005): Integrative Suchttherapie. Bd. II. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Petzold, H.G., Sieper, J.* (1988b): Die FPI-Spirale - Symbol des "heraklitischen Weges", *Gestalttherapie & Integration, Gestalt-Bulletin* 2, 5-33, auch in 2003a, 351-374.
- Petzold, H.G., Sieper, J.* (1998): Einige Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Betrachtung von Identitätsprozessen. In: *Petzold* (1998h) 265-299.
- Petzold-Heinz, I.* (1952): Luthergeschichten. Gütersloh: Rufer-Verlag.
- Petzold-Heinz, I.* (1955): Das neue Lied. Stuttgart: Christl.- Verlagshaus.
- Petzold-Heinz, I.* (1957): Der Helfer der Verwundeten. Aus Kindheit und Leben von Henry Dunant. Altenkirchen: Aue Verlag.
- Petzold-Heinz, I.* (1976): Intervalle. Texte zu Bildern von Caro Bergmann. Darmstadt: J.B. Bläschke.
- Petzold-Heinz, I.* (1985): Literarische Werkstätten im Altenheim, 1985a, in: *Petzold, Orth* (1985a) 377-386.
- Petzold-Heinz, I., Petzold, H.G.* (1985): Mutter und Sohn - Poesie und Therapie. In: *Frühmann, R.* et. al., *Frauen u. Therapie*. Paderborn: Junfermann, 339-360.
- Platt, R.* (2002): Affen. Lebensweise Verhalten Intelligenz. München 2002.
- Platthaus, A.* (1998): Im Comic vereint. Eine Geschichte der Bildergeschichte. Frankfurt am Main.
- Plomin, R.* (1990): Nature and nurture. An introduction to human behavioral genetics. Pacific Grove Ca.: Brook/Cole.
- Plomin, R.* (2000): Behavioral genetics. New York: Worth Publishers.
- Plomin, R., Defries, J.C., Craig, I.W., McGuffin, P.* (2002): Behavioral Genetics in the postgenomic Era. New York: APA Books.
- Plomin, R., Dunn, J.* (1986): The study of temperament: Changes, continuities and challenges, Hillsdale: Erlbaum.
- Porete, M.* (1985): Der Spiegel der einfachen Seelen. Wege der Frauenmystik. Übers. L.Gnäding. Zürich.
- Premack, D., Woodruff, G.* (1978): Does the chimpanzee have a theory of mind? *Behavioral and Brain Sciences* 4, 515-526.
- Prigogine, I.* (1979): Vom Sein zum Werden. Zeit und Komplexität in den Naturwissenschaften, München.
- Prigogine, I., Glansdorff, P.* (1971): Structure, Stabilité et Fluctuations, Paris: Masson.
- Probst, E.* (2002): Herrscherinnen, Heldinnen, Heilige und Huren in Wort und Bild. Mainz: Ernst Probst Verlag.
- Rauschenbach B.* (2001) "Über einen Abgrund der Zeiten hinweg". Im unterbrochenen Lauf der Geschichte die Spur der Geschlechter. Anknüpfungspunkte im Frühwerk von Simone de Beauvoir, Emmanuel Lévinas und Hannah Arendt, in: *Feministische Studien*, 19. Jahrgang Mai 2001 Nr. 1, Weinheim: Deutscher Studien Verlag
- Reinhardt, B., Wehrberger, K.* (1994): Der Löwenmensch. Tier und Mensch in der Kunst der Eiszeit. Sigmaringen.
- Reese-Schäfer, W.* (1995): Lyotard: Zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag. 3. Aufl.
- Reese-Schäfer, W.* (2001³): Kommunitarismus. Frankfurt am Main.
- Richerson, P.J., Boyd, R.* (2005): Not by genes alone. How culture transformed human evolution. Chicago: University of Chicago Press.
- Ricœur, P.* (1990): Soi-même comme un autre, Paris: Gallimard; dtsh. Das Selbst als ein anderer. München: Fink 1996.
- Ricœur, P.* (1998): Hermeneutics & the Human Sciences. Cambridge: Cambridge University Press.
- Ricœur, P.* (2004): Gedächtnis, Geschichte, Vergessen. München: Fink.
- Ricœur, P., Changeux, P.* (1998): Ce qui nous fait penser. La nature et la règle. Paris: Odile Jacob.
- Riedl, R.* (1981): Biologie der Erkenntnis. Die stammesgeschichtlichen Grundlagen der Vernunft, Hamburg: Parey.
- Riedl, R.* (1985): Die Spaltung des Weltbildes. Biologische Grundlagen des Erklärens und Verstehens, Berlin: Parey.
- Riedl, R.* (2003): Riedls Kulturgeschichte der Evolutionstheorie. Berlin: Springer.
- Riedl, R., Wuketits, F.M.* (1987): Die evolutionäre Erkenntnistheorie, Berlin: Parey.
- Rizzolatti, G, Arbib, M.A.* (1998): Language within our grasp, *Trends Neurosciences* 21 (1998) 188-194.
- Rizzolatti, G, Fadiga, L., Gallese, V., Fogassi, L.* (1996): Premotor cortex and the recognition of motor actions. *Cognitive Brain Research* 3, 131-141.
- Rizzolatti, G, Fogassi, L., Gallese, V.* (2000): Mirror neurons: Intentionality detectors? *Int J Psychology* 35, 205-205.
- Rizzolatti, G, Fogassi, L., Gallese, V.* (2001): Neurophysiological mechanisms underlying the understanding and imitation of action. *Nature Review Neurosciences* 2, 661-670.
- Röhrle, B.* (1994): Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Rohde-Dachser Ch.* (1991): Expedition in den dunklen Kontinent, Heidelberg Springer Verlag
- Rose, P.* (1978): Woman of letters. A life of Virginia Woolf. Oxford.
- Rossum, W. van* (1998): Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre. Die Kunst der Nähe. Berlin 1998.
- Roth, G.* (2004): Wie das Gehirn die Seele macht. In: *Schiepek, G.* (Hg.): Neurobiologie der Psychotherapie. Stuttgart: Schattauer
- Rüsen, J.* (1998): Die Vielfalt der Kulturen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rullmann, M.* (1998): Philosophinnen. Von der Romantik bis zur Moderne. Frankfurt: Suhrkamp.

- Rutter, M. (1989): Pathways from childhood to adult life, *J. Child Psychology and Psychiatry* 1, 23-51; dtsh. *Integrative Therapie* 1/2 (1992) 11-44.
- Rutter, M. (2002): Nature, nurture, and development; From evangelism through science to toward policy and practice. *Child Development* 73, 1-21.
- Rutter, M., Hay, D.F. (1994): *Development Through Life. A handbook for clinicians*, Oxford, London: Blackwell Science.
- Sabin, R. (1993): *Adult comics*. London, New York.
- Sanders, R. (1998): *Zwei sind ihres Glückes Schmied. Ein Selbsthilfe-Programm für Paare*. Paderborn: Junfermann.
- Sanders, R. (2000): *Partnerschule*. Paderborn: Junfermann.
- Sanders, R. (2006): *Beziehungsprobleme verstehen - Partnerschaft lernen*. Paderborn: Junfermann.
- Savage-Rumbaugh, S., Lewin, R. (1998): *Kanzi, der sprechende Schimpanse. Was den tierischen vom menschlichen Verstand unterscheidet*. München.
- Salvesbergh, G.J.P. (1993): *The development of coordination in infancy*, Elsevier Science Publishers, North Holland 1993.
- Schandry, R. (2003): *Biologische Psychologie*, Weinheim: Beltz Verlag.
- Scheffler S. (1996): *Typisch männlich – typisch weiblich? Geschlechterdifferenz und Sozialtherapie – Vom Umgang mit einer sozialen Ordnungskategorie*, in: *Fett A. (Hrsg.), Männer – Frauen – Süchte*, Freiburg Lambertus Verlag
- Schiebinger L. (2000): *Frauen forschen anders*, München: C. H. Beck
- Schilling, J. (2000): *Menschenbilder in der sozialen Arbeit*. Neuwied. Luchterhand.
- Schenk, H. (1993): *Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland*. München.
- Schiepek, G. (2003): *Neurobiologie der Psychotherapie*. Stuttgart: Schattauer.
- Schiefenhövel, W. (1994): *Gemachte und gedachte Welten*, Stuttgart.
- Schrenk, F. (1997): *Die Frühzeit des Menschen. Der Weg zum Homo sapiens*. München.
- Schulz, M. (2000): *Der Krieg der ersten Menschen. Wie der Homo sapiens den Neanderthaler verdrängte. Todeskampf der Flachköpfe*. *Der Spiegel* 12, 240-255.
- Shklar, J. N. (1997): *Über Ungerechtigkeit. Erkundungen zu einem moralischen Gefühl*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Sieper, J., Petzold, H.G. (2002): *Der Begriff des "Komplexen Lernens" und seine neurowissenschaftlichen und psychologischen Grundlagen – Dimensionen eines "behavioralen Paradigmas" in der Integrativen Therapie. Lernen und Performanzorientierung, Behaviourdrama, Imaginationstechniken und Transfertraining*. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 10/2002 und gekürzt in *Leitner, A. (2003): Entwicklungsdynamiken der Psychotherapie*. Wien: Kramer, Edition Donau-Universität. S. 183-251.
- Sigusch, V. (2005a): *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Sigusch, V. (2005b): *Sexuelle Welten. Zwischenrufe eines Sexualforschers*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Singer, W. (2003): *Die Evolution der Kultur*. In: *Fischer, Wiegand* (2003)301-324.
- Sober, E. (1998): *Unto others: the evolution and psychology of unselfish behavior*. Cambridge, MS: Cambridge University Press.
- Solnit, R. (2005): *Hoffnung in der Dunkelheit*. Zürich: Pendo.
- Sommer, V., Amman, K. (1998): *Die großen Menschenaffen. Orang-Utan, Gorilla, Schimpanse, Bonobo; die neue Sicht der Verhaltensforschung*. München.
- Spiewak, M. (2005): *Zukunft ist anderswo*. DIE ZEIT 08.05.2003 Nr.20
- Spilles, G., Weidig, U. (2004): *Überlegungen zu männerspezifischen Behandlungsansätzen in der Suchtkrankenhilfe am Beispiel der Ambulanten Rehabilitation Sucht (ARS) unter besonderer Berücksichtigung des Modells der Integrativen Therapie*. Ersch. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - Jg. 2005
- Staemmler, F.M. (1994): *Kultivierte Unsicherheiten – Gedanken zu einer gestalttherapeutischen Haltung*, *Integrative Therapie* 20/3, 272-288.
- Stamenov, M.I., Gallese, V. (2002): *Mirror Neurons and the Evolution of Brain and Language*. Amsterdam John Benjamins Publishing Co.
- Streb-Lieder, C. (2004): *Wie therapiert man einen Cyborg? Integrative Therapie und die Herausforderung des Posthumanismus*, *Integrative Therapie* 3, 195-215.
- Streit, B. (1995): *Evolution des Menschen*, Heidelberg.
- Stroebe, W., Hewstone, M., Stevenson, G.M. (2003³): *Sozialpsychologie. Eine Einführung*, Heidelberg: Springer.
- Tamerl, A. (1999): *Hrotsvith von Gandersheim*. Gräfeling
- Tattersall, I. (1997): *Puzzle Menschwerdung. Auf der Spur der menschlichen Evolution*. Heidelberg.
- Thelen, E., Smith, L.B. (1994): *A dynamic systems approach to the development of cognition and action*, Cambridge: MIT Press.
- Tomas, D. (1995): *Feedback and Cybernetics: Reimagining the Body in the Age of the Cyborg*. In: *Featherstone, M. (Hg.): Cyberspace, Cyberbodies, Cyberpunk : Cultures of Technological Embodiment*. London: Sage, 21-43.
- Trinkaus, E., Shipman, P. (1993): *Die Neandertaler. Spiegel der Menschheit*. München.
- Thomae, H. (1988): *Das Individuum und seine Welt*, Verlag für Psychologie, Göttingen: Hogrefe 1968; 2. neu bearbeitete Aufl..
- Traut, W. (1991): *C. Klassische und molekulare Cytogenetik*. Berlin.

- Turkle, S.* (1998): *Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet*, Reinbek: Rowohlt.
- Varela, F.J., Bourgine, T.* (1992): *Toward a practice of autonomous Systems*, Cambridge, M.A.: Bradford Books/MIT Press.
- Varela, F., Thompson, E., Rosch, E.* (1991): *The embodied Mind. Cognitive Science and Human Experience*, Cambridge, MA.: MIT Press.
- Vendette, M.* (2003): *Le chemin qui mène à soi*. Outremont Québec: Les Éditions Quebechor.
- Verhulst, F.* (2004): Kann dissoziales Verhalten vorhergesagt werden? Eine Untersuchung an Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen über einen Zeitraum von 14. Jahren. In: *Streek-Fischer* (2004) 208-224.
- Vialou, D.* (1992): *Frühzeit des Menschen*. München.
- Vogel, E.* (2004): Ausgewählte Aspekte zur Geschlechterdifferenzierung in der ambulanten Suchtbehandlung und -beratung, in: *Petzold, H. G. Schay, P., Ebert, W.* (2004): *Integrative Suchttherapie*. 2 Bde. Opladen: Leske + Budrich, S. 51-78.
- Vogeley, K., Bussfeld, P., Newen, A., Hermann, S., Happé, F. Falkai, P., Maier, W., Shah, N. J., Zilles, K.* (2001): Mind reading: Neural mechanisms of theory of mind and self-perspective. *Neuroimage* 14, 170-181.
- Vollmer, G.* (1975): *Evolutionäre Erkenntnistheorie*, Stuttgart: Hirzel.
- Vollmer, G.* (2003): Wieso können wir die Welt erkennen. Zur Evolution des Erkenntnisvermögens. In: *Fischer, Wiegand* (2003) 274-300.
- Vygotskij, L.S.* (1960): *Razvitie vyssich psichičeskich funkcie* [Entwicklung der höheren psychischen Funktionen. Verlag der APW der RSFSR. Teilweise übersetzt in ders.(1992): *Geschichte der höheren psychischen Funktionen*. Münster: LIT- Verlag.
- Vygotskij, L.S.* (1978): *Mind in Society: The Development of Higher Psychological Processes*. Cambridge: Harvard University Press.
- Waal, F. de* (1993): *Wilde Diplomaten. Versöhnung und Entspannungspolitik bei Affen und Menschen*. München.
- Waal, F. de* (1998): *Bonobos*. Basel: Birkhäuser.
- Waal, F. de* (2004): *Eine schöne Verwandtschaft. Das Familienleben der Menschenaffen*. München: Nymphenburger.
- Waal, F. de, Lanting, F.* (1998): *Bonobos. Die zärtlichen Menschenaffen*. Basel.
- Weber, T.B.* (2000): *Darwin und die Anstifter*. Köln: Dumont.
- Weber, T.B.* (2005): *Darwin und die neuen Biowissenschaften*. Köln: Dumont.
- Weber, P. F.* (2005): *Der domestizierte Affe. Die Evolution des menschlichen Gehirns*. Olten: Walter.
- Weinert, F.* (2005): *The Scientist as Philosopher*. Berlin: Springer.
- Wesel, U.* (1994⁷): *Der Mythos vom Matriarchat. Über Bachofens Mutterrecht und die Stellung von Frauen in frühen Gesellschaften vor der Entstehung staatlicher Herrschaft*. Frankfurt am Main.
- Wisser, R.* (1999): *Vom Weg-Charakter philosophischen Denkens*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Woodruff, G., Premack, D.* (1979): Intentional communication in the chimpanzee: The development of deception, *Cognition* 7, 333-362.
- Wuketits, Franz M.* (1998): *Eine kurze Kulturgeschichte der Biologie. Mythen - Darwinismus – Gentechnik*. Darmstadt: Wissensch. Buchges.
- Wyss, H.* (1973): *Das rosarote Mädchenbuch. Ermutigung zu einem neuen Bewusstsein*. Bern: Hallwag.
- Young-Bruehl, E.* (1991): *Hannah Arendt. Leben, Werk und Zeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Zahn-Waxler, C., Cummings, E.M., Iannotti, R.* (eds.) (1991): *Altruism and aggression: biological and social origins*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Zehl Romero, C.* (1998): *Simone de Beauvoir*. Reinbek: Rowohlt.